This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573753 0

Margarete.

not in KD
2-26-26. KD.
4020

Margarete.

Von

1

Ebner von Eschenbach, Marie, Freifrau, 1830-1916.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Stuttgart 1891.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

E.S.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
237512A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

I.

Es war ein heller Wintermorgen; der Himmel schimmerte weiß und glänzend, kleine Schneeflocken wirbelten lustig in der klaren Luft.

Durch das Spiegelfenster eines geräumigen, traulich eingerichteten Studierzimmers sah ein junger Mann ihrem Treiben zu. Er war dreißig Jahre alt, groß und schlank, trug die Uniform eines Ulanenmajors und allerlei funkelnden Ordensschmuck auf der Brust. Bequem lehnte er im Fauteuil vor dem Schreibtisch, den zahlreiche Briefschaften, Papiere und Schriften, teils geordnet, teils wirr durcheinandergeworfen, bedeckten. Zwischen denselben, in einen reichen Goldrahmen gefaßt, stand das Miniaturbild eines blonden Mädchens, das befremdet herab zu lächeln schien auf die so wenig zu ihm passende Umgebung. Trotz dieses wahrhaft kindlichen Lächelns jedoch, und trotz des vertrauensseligen Ausdrucks, mit dem die leuchtenden Augen in die Welt blickten, ruhte auf der Stirn ein nachdenklicher Ernst, der dem zarten Gesicht einen wunderbaren Adel und Zauber verlieh.

26 X 24

Der Blick des jungen Mannes hatte sich dem Bilde zugewandt; er betrachtete es lange und glitt mit der Hand zärtlich und innig darüber hin. Eine kurze Spanne Zeit nur noch und das holde Geschöpf war sein. Nicht schwer errungen, nein, der köstliche Preis, der jedes Opfer wert gewesen wäre, war ihm, dem Liebling des Glücks, beinahe in demselben Augenblick zugefallen, in dem sich der erste heiße Wunsch nach dem herrlichen Besitz in seiner Seele geregt hatte. — Das Beste für dich! hatte sein Schicksal einmal wieder gesprochen: Nimm, was dir gebührt!

Niemals lebhafter als in der gegenwärtigen Stunde war diesem Mann die Gunst, mit der das Leben ihn überschüttet hatte, zum Bewußtsein gekommen. Seine Brust hob sich mit einer Empfindung unaussprechlich freudiger Dankbarkeit, und vor ihr schwand und zerrann die leise Sorge: Kann es immer so fortgehen? wie ein kleines Wölkchen vor der siegreichen Sonne.

Jetzt schlug die Hausglocke an; ein Wagen rollte durch die Einfahrt, bald darauf öffnete sich die Thür, der Kammerdiener meldete: „Herr Graf Steinau", und dieser trat ein. Eine hagere und breitschultrige Gestalt, mit stolzer Haltung und gemessenen Bewegungen. Die scharfen grauen Augen, das unharmonische Gesicht hatten einen eigentümlichen Ausdruck von mißvergnügter Klugheit. Der Kopf war hoch gewölbt, an den Schläfen stark eingedrückt, die

Nase an der Wurzel etwas zu breit, an der Spitze etwas zu dünn, um die schmalen Lippen spielte ein charakteristischer Zug — eine gewisse resignierte Geringschätzung. Wenn diese Lippen sich öffnen würden, um die innersten Gedanken des Diplomaten auszusprechen, sagten sie wohl: „Es thut mir leid, ihr Menschen, daß ich euch verachten muß!“ — Seine spärlichen Haare, die bereits so mancher Silberstreifen durchzog, waren kurz gehalten; der dichte, weiche, liebevoll gepflegte Vollbart hingegen quoll in üppiger Fülle und jugendlich goldbraunem Farbentone zur Brust nieder. Steinau war mit äußerster Eleganz gekleidet und ebenso reich wie sein Freund mit verschiedenartigen „Bedienten-Blendern“ dekoriert. Seinem schwarzen Frack, der weißen Krawatte sah man von weitem ihren englischen Ursprung an.

„Ich komme zu früh, wir haben noch Zeit,“ sagte er, trat an den Schreibtisch und streckte ohne Umstände die Hand nach dem Miniaturbilde aus. „Allerliebst!“ murmelte er nach kurzer, aber höchst aufmerksamer Betrachtung, „ja, mein guter Robert . . .“

„Nun?“

„— Nichts.“

„O — doch! deine alte Marotte. Am Hochzeitstage eines jeden deiner Freunde überfällt sie dich, da wird dir's klar: die Braut, die der heimführt, die hätte eigentlich für mich gepaßt. So bleibt man Jung-

geſelle, Teuerſter. Du mußt endlich einmal früher zuſehen.“

Steinau hörte ihm mit überlegenem Schweigen zu. Als jedoch Robert, ſich erhebend, mit den Worten ſchloß: „Priskas Schweſtern ſind ebenſo ſchön, ebenſo liebenswürdig wie ſie. Wie wär's . . .,“ wandte der Diplomat ſich mürriſch ab und rief: „Ich heirate auf keinen Fall, bevor ich Geſandter bin.“

„Das kannſt du morgen werden. Uebrigens, ſei ruhig, auch dann wird man dich nicht mit Gewalt zum Altare ſchleppen.“

Der alte Kammerdiener erſchien wieder, meldete, daß angeſpannt ſei und brachte ſeinem Herrn den Säbel, die Czapka und die Handſchuhe.

„Meinen beſten Glückwunſch, Herr Graf,“ murmelte er.

„Danke, Hildebrand, danke.“

„Und ich bitte auch ferner . . .“

„Verſteht ſich,“ unterbrach ihn Robert, „wir bleiben die Alten.“

Er drückte dem Greiſe kräftig die Hand und eilte, von Steinau gefolgt, durch das Vorzimmer, wo ſich die ganze Dienerſchaft verſammelt hatte, um ihm Glück zu wünſchen. Der Diplomat konnte eine ſpöttiſche Bemerkung über das patriarchaliſche Verhältnis zwiſchen Robert und ſeinen Leuten nicht unterdrücken, und jener erwiderte: „Du ſtehſt mit den Deinen auf andrem Fuße.“

„Ja, weil ich nicht in die Lage kommen will, sie mißhandeln zu müssen, um das richtige Verhältnis wiederherzustellen."

Sie stiegen beide in die am Fuße der Treppe wartende Equipage, und Steinau befahl seinem Fiaker nachzufahren.

Die feurigen Braunen lançadierten aus dem Thor, bliesen die Nüstern auf, schnaubten, bissen in die Stangen und machten es dem Kutscher schwer, sie in eine gleichmäßige Gangart zu bringen. Es war ihm halb und halb gelungen, als er in eine schmale, berganſteigende Gasse lenkte, durch die soeben ein mit Eisenstangen beladener Karren im Galopp zweier Hunde führerlos einherrasselte, den Pferden gerade entgegen. Diese scheuten — bogen aus, eines von ihnen schlug über den Strang, und nun war kein Halten mehr, in toller Flucht jagten sie der Mündung der Gasse, dem offenen Markte zu. Robert riß den Wagenschlag auf . . . da — ein Schrei, ein Ruck — der Wagen stand still. Die beiden Herren und die beiden Diener waren in demselben Augenblick auf dem Boden. Ein Wachmann hielt die schäumenden, an allen Gliedern zitternden Rosse am Zügel, unter ihnen lag ein Kind. Robert stürzte hinzu, erfaßte es und hob es empor. Es war ein schwarzgelockter, dürftig gekleideter Knabe von etwa sechs Jahren. Der rechte Arm hing ausgerenkt am Körper herab, auf der Stirn gegen die Schläfe zu zeigte

ſich ein blutunterlaufener Streifen. Das Kind gab keinen Laut von ſich, ſchreckgelähmt ſtarrte es Robert mit weitgeöffneten dunklen Augen an.

„Wie heißeſt du? wo wohnſt du?“ fragte dieſer und näherte das Ohr dem Munde des Verwundeten. Er erhielt eine leiſe geflüſterte Antwort, legte den kleinen Jungen ſanft und ſorgſam auf die Kiſſen des Wagens und ſprach zu Steinau: „Fahre du voraus, ich komme ſogleich nach.“

„Und jetzt? — Was willſt du jetzt — —“

„Das Kind nach Hauſe bringen.“

„Biſt du verrückt? Ueberlaſſe das dem Wachmann; das iſt ſein Amt. Steig ein! . . . Nun — wird's? Siehſt du denn nicht? Wir haben ſchon Publikum!“

In der That hatte ſich eine anſehnliche Menſchenmenge um die beiden Wagen verſammelt; es fielen gereizte Reden, die Steinau, vor Ungeduld und Wut bebend, in herausfordernder Weiſe beantwortete. Einzelne Männer und Weiber drängten ſich mit drohenden Gebräden heran. Ohne ihrer zu achten, tauſchte Robert einige Worte mit der Wache und mit dem Kutſcher, der eben wieder den Bock beſtieg, winkte dem Diener, neben ihm Platz zu nehmen, ſprang in das Coupé und fuhr davon.

Voll Ingrimm ſah Steinau ihm nach. Bleich vor Zorn blieb er, um den Leuten zu zeigen, daß er ſie nicht fürchte, eine Weile mit gekreuzten Armen und herausfordernder Miene im Angeſichte des Volkshaufens ſtehen,

und gab dann seinem Fiaker Befehl, langsam nach der Domkirche zu fahren.

Leise fluchend drückte er sich in die Wagenecke. „Narr!“ murmelte er, „Romanheld! Das denkbar Ungeschickteste in solchem Falle; wie lange müßt' ein andrer sich besinnen, bis er darauf käme! Der trifft's von selbst ... Das nennt man erste Regung, Eingebung des Augenblicks ... Na, warte, du wirst ihn noch einmal teuer bezahlen, deinen Gefühlsluxus ... den kostspieligsten, den es gibt!“

II.

Den ohnmächtig gewordenen Knaben in seinen Armen, betrat Robert einige Minuten später die Flur eines alten, großen Vorstadthauses. Ein Weib, das an einem dampfenden Waschtroge gestanden, kam laut kreischend aus dem Seitengange herbeigeeilt, senkte jedoch nach einem raschen Blick auf den fremden Herrn, den Diener und die vor dem Thor stehende Equipage sofort ihre Stimme und gab sich als die Hausbesorgerin zu erkennen.

In kurzen Worten teilte Robert ihr mit, was geschehen, fragte, ob ein Arzt in der Nähe wohne und befahl, nachdem er die Antwort erhalten: „Gleich gegenüber", seinem Diener, denselben herbeizuholen. Die Frau trocknete ihre sehnigen, von Seifenschaum triefenden Hände an der Schürze und sprach: „Geben Sie ihn her, den Buben, ich trag' ihn schon hinauf."

Robert wehrte ihre derbe Berührung von dem Kinde ab und hieß sie vorausgehen, um ihm den Weg zu zeigen.

„Wer sind die Eltern dieses Kindes?" fragte er, als

man im dritten Geschoß angelangt war und er hörte, daß es noch eine Treppe zu steigen galt.

„Es hat nur eine Mutter, die Stickerin, die Margarete."

„Ist die Frau sehr arm?"

„Wie's kommt; wenn sie arbeitet, ist sie reich. Was könnt' sich die verdienen! Aber diese Leut' . . . Hierher bitt' ich. Bitte nicht zu fallen. Hierher Euer Gnaden."

Sie hatten die letzte Treppenstufe erreicht und traten in einen schmalen, mit Ziegeln gepflasterten Gang. Ein Fenster über der am Ende desselben angebrachten Thür versah den Raum mit spärlichem Licht. Die Hausbesorgerin zog den Glockenstrang. Alsbald näherten sich Schritte der Thür und eine tiefe, wohllautende Frauenstimme fragte: „Wer ist's?"

„Nun — wer? — die Theres."

„Geduld, ich bin noch nicht angezogen," lautete die Antwort.

„Alles eins! nur aufmachen. Geschwind."

Jetzt ward geöffnet. Auf der Schwelle stand ein junges, blühendes Weib. Ein hochroter Rock umwallte ihre prächtige Gestalt, die bis zum Gürtel mit einem Hemde bekleidet war. Die schwarzen Haare, die sie eben zu strählen beschäftigt gewesen, hingen zur Hälfte aufgelöst über die Schultern und die nackten Arme hinab. Als ihr flüchtiger Blick den Mann streifte, der hinter Frau Therese

stand, trat sie unwillig zurück: „Wen bringen Sie da? Was fällt Ihnen ein?“ rief sie ... Aber nun gewahrte sie ihren leblosen Knaben. Mit einem gräßlichen Schrei streckte sie die Arme nach ihm aus, erfaßte ihn, drückte ihn an sich und eilte, ihn stürmisch herzend und küssend, durch die kleine Küche in das Wohngemach.

Dort legte sie ihn auf das Bett, warf sich über ihn, glitt mit ihren Lippen über seine Stirn, seine Augen, heftete sie auf seinen Mund und jammerte: „Georg! Georg! was ist dir geschehen? ... Ueberfahren!“ stieß sie plötzlich hervor und wandte sich. Wie eine Tigerin stürzte sie auf Robert los, packte ihn an der Brust, rüttelte ihn und rief: „Sie haben mir ihn überfahren, und jetzt ist er tot!“

Robert ergriff ihre Hände und hielt die Wütende von sich: „Ruhig,“ sprach er, „es ist ein Unglück, und niemand kann dafür.“

„Sie auch nicht, der ihn überfahren hat? ... Ueberfahren! Warum fahren Sie! ... Müssen doch andre zu Fuße gehen!“

„Margaret, seien Sie gescheit!“ rief Frau Therese, „der Bub' erholt sich, schauen Sie her —“

Das Kind stöhnte, schlug langsam die Augen auf und: „Mutter, Mutter,“ sagte es leise und klagend.

Ein Freudenstrahl leuchtete aus den Augen Margaretens. Sie eilte zu dem Kleinen zurück, umfing ihn von

neuem mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, flüsterte ihm in den süßesten Schmeicheltönen zu, nannte ihn ihr Glück, ihr Leben, ihr Ein und Alles.

Als aber Robert sich dem Bette näherte, erwachte ihr Zorn wieder.

„Was wollen Sie noch hier, aufgeputzt wie Sie sind?“ fragte sie voll Haß und Hohn. „Fort mit Ihnen, zu Ihresgleichen, die Sie bewundern. Das Elend bewundert euch nicht — das verachtet euch und euren Firlefanz ... Fort!“ Sie streckte den Arm gebieterisch gegen ihn aus: „Fort! sag' ich, hören Sie nicht?“

„Ich werde,“ antwortete er, im Kampfe zwischen Entrüstung und Mitleid, „ich werde den Arzt erwarten; ich will seinen Ausspruch hören.“

„Den Arzt? — Sie haben einen Arzt rufen lassen ... Ah, wie vorsichtig! Einen Arzt, der sagen wird: dem Kind fehlt nichts — Sie haben ihm nichts gethan ... Narr! Narr ... Glauben Sie, daß ich mein Recht suchen möcht'? ich, eine Arme gegen einen Reichen? Glauben Sie, daß ich nicht weiß, wie es zugeht in der Welt?“

Sie näherte sich ihm, ihre Lippen bebten, und er fühlte ihren heißen Atem auf seinem Gesichte: „Wenn dem Kind etwas geschieht, dann hol' ich mir mein Recht — dann gnad' Ihnen Gott!“

„Jesus, Maria!“ rief Frau Therese und wich dabei zurück bis an die Wand, „was reden Sie denn, Margaret?“

Die nur angelehnte Thür wurde jetzt rasch geöffnet, und der herbeigeholte Arzt betrat die Stube.

„Doktor Weiler," sprach er, sich gegen Robert verneigend — „früher Militärarzt, Herr Major. Weiß alles, der Diener hat mir schon alles erzählt. Das also ist der Patient!"

Er schob Margarete zur Seite, die Miene gemacht hatte, ihm den Weg zu vertreten, und begann das Kind sorgsam und geschickt zu untersuchen: „Den Arm einfach ausgerenkt; den werden wir gleich in Ordnung gebracht haben. Die kleinen Kontusionen am Körper und an den Beinen sind nichts. Aber — der Kopf . . . Sind Sie die Mutter?" fragte er und warf aus den langgeschlitzten wasserblauen Augen einen Blick auf Margarete, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Sie schien sich der Unordnung ihres Anzugs plötzlich bewußt zu werden, holte ein Tuch herbei und warf es über ihre Schultern.

Der Doktor hatte sich gesetzt, kreuzte die kurzen Beine und fuhr fort, seinen fadblonden Schnurrbart streichelnd: „Ja — also der Kopf . . . Was den Kopf betrifft — der Junge war besinnungslos, er ist's noch halb . . . Wir müssen abwarten — vorläufig läßt sich nichts sagen . . ."

Robert bezeichnete die Stunde, zu welcher er nachmittags zu treffen sein würde und den Arzt bitte, ihm Nachricht von dem kleinen Kranken zu bringen.

„Mit Vergnügen! ich werde die Ehre haben —“ antwortete der Doktor zerſtreut; er ſenkte die Stimme und, zu Margareten hinüberblinzelnd, flüſterte er: „Welch ein Weib! nicht wahr?“

Dieſe Bemerkung blieb unbeantwortet. Robert hatte ſich zur Thür gewendet, empfahl Frau Thereſen, die ihm das Geleite gab, noch raſch und dringend, für das Kind und deſſen Mutter Sorge zu tragen, ſtellte ihr die Geldmittel dazu in reichlichem Maße zur Verfügung und eilte die Treppe hinab.

III.

Die Hochzeitsgäste warteten in der Kirche und die Geistlichen in der Sakristei, die Brautmutter mußte bereits ihre Zuflucht zu dem krampfhaftesten Lächeln nehmen, um ihre Unruhe über das lange Ausbleiben des Bräutigams zu verbergen, als dieser erschien und sich mit einem Unfall entschuldigte, der ihm auf der Fahrt zugestoßen war. Alsbald verschwand die leise Verstimmung, die schon begonnen hatte, sich der Gesellschaft zu bemächtigen. Unter allgemeiner Teilnahme wurde die Trauung vollzogen und nach derselben im Dome geschwatzt und gescherzt wie in einem Salon. Die Neuvermählten nahmen von dem großen Kreise ihrer Bekannten einen heiteren Abschied und fuhren, nur von den nächsten Verwandten und Freunden begleitet, zum Dejeuner in das Haus der Gräfin von Walsegg. Gegen Abend trat das junge Paar die Hochzeitsreise nach Italien an. Graf Steinau, die Mutter und die zwei Schwestern Priskas gaben ihm das Geleite zum Bahnhofe.

„Ich weiß wirklich nicht, mein Kind," sprach die Gräfin, ihre Tochter zum letztenmal unter einem Strome

von Thränen umarmend, „ich weiß wirklich nicht, ob ich, nach den Emotionen dieses Tages, noch die Seelenstärke aufbringen werde, deine Schwestern auf den Ball zu führen.“

„Sie werden, gnädigste Gräfin, Sie werden!“ versicherte Steinau mit einem weltverachtenden Lächeln.

„Gute Mama!“ schluchzte Priska und drückte ihre Mutter und ihre Schwestern abwechselnd an ihr Herz, sogleich aber wandte sie sich wieder zu ihrem Manne.

„Verzeih mir, Robert, daß ich weine,“ sprach sie.

Statt andrer Antwort umfaßte er seine Frau mit beiden Armen und hob sie in den Waggon. Der Schaffner verschloß den Schlag, die Lokomotive pfiff . . . „Leb wohl! . . . Schreib bald!“ riefen drei Stimmen auf einmal, und der Zug brauste davon.

Gräfin Walsegg wischte sich die Augen. „Sie ist fort — ja, wir armen Mütter! Welch ein Schicksal, das unsre. Diese Kinder! da hat man sie, zieht sie groß, lebt nur für sie und wenn sie endlich anfangen, uns statt Sorge Freude zu machen, verlassen sie uns — einem wildfremden Menschen zuliebe —“

„Dem wir sie an den Kopf würfen, wenn er sie nicht gutwillig nähme,“ dachte Steinau und sprach: „Das ist der Lauf der Welt. Aber seien Sie ruhig, gnädigste Gräfin, Ihre Enkel werden Sie rächen.“

Trotz der Munterkeit, die er zur Schau trug, war ihm nicht wohl zu Mute. Er befand sich in übler Laune,

war unzufrieden mit der ganzen Welt, war es vor allem mit sich selbst.

Nur von ihm, so meinte er, hätte es abgehangen, heute an Roberts Stelle zu sein. Ein rascher Entschluß, vor einem Jahre gefaßt, — und Priska wäre statt Gräfin Vohburg Gräfin Steinau geworden. Damals hatte sie die Huldigungen, die er ihr darbrachte, freundlich aufgenommen, hatte ihm nicht ganz unempfindlich geschienen für die Ehre, von einem Manne wie er, einem Manne so hochbegabt, von so glänzendem Verstand, ausgezeichnet zu werden. Von ihrer Mutter wurden seine Bewerbungen lebhaft unterstützt. Aber er überlegte, er zögerte, sich zu erklären; der Widerspruchsteufel in ihm erhob Einwendungen gegen ein bindendes Wort.

Inzwischen war Robert von seinem Posten an der Botschaft in London zurückgekehrt. Seine Eltern waren mit denen Priskas innig befreundet gewesen, er wurde im Hause der Gräfin Walsegg wie ein alter Bekannter aufgenommen und besuchte es häufig, viel häufiger als sein Freund Steinau. Eines Tages trafen sie einander auf dem Wege zu der Wohnung der Gräfin. Robert sprach von Priska und fragte plötzlich: „Hast du ernste Absichten auf das Mädchen?“

Steinaus Mißtrauen witterte in diesen Worten sogleich einen Versuch, Einfluß auf ihn zu nehmen, vielleicht einen geheimen Auftrag, und er antwortete gereizt: „Es

fällt mir nicht ein!“ Er war etwas überrascht, als Robert nach dieser Erklärung sehr erleichtert aufatmete und gestand, daß er selbst sich ungemein für Priska interessiere.

Sechs Wochen später wurde Vohburgs Verlobung mit ihr gefeiert und Steinaus Geringschätzung der Menschen, insbesondere der Frauen, hatte neue Nahrung erhalten. Wie konnte ein Mädchen, das er seiner, wenn auch nur flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt, einem so alltäglichen Wesen, wie Robert in seinen Augen war, ihre Hand schenken? Nicht nur ihre Hand — das hätte Steinau am Ende begriffen, denn jener war eine „brillantere Partie“ als er — sondern auch ihre Neigung, ihr ganzes Herz! Sie war eben wie alle sind! Der erste, der ihr von Liebe vorgeschwatzt, der gewann sie auch. Schon damals sagte sich Steinau: „Wenn ich gewollt hätte!“ bald darauf: „Schade, daß ich nicht gewollt habe!“ und jetzt, bei der Abreise des jungen Paares, beim Anblick der stillen Seligkeit, die aus dem thränenfeuchten Angesicht der Braut leuchtete, der stolzen Rührung, mit der ihr Mann sie betrachtete, ergriff ihn eine Empfindung, so peinlich und herb, wie sie sogar ihm, dem geborenen Selbstquäler, neu war.

Ja, ja — diese Priska hätte er lieben können. Sie war ein gar anmutiges Geschöpf. In ihrer Familie galt sie, da es nichts so Verkehrtes gibt wie die Urteile der Familie über ihre Angehörigen, für schwach und für un-

gewöhnlich unpraktisch. Zu diesem Rufe war sie vornehmlich durch einen unbesiegbaren Wohlthätigkeitstrieb gelangt, der allerdings nicht im Einklange mit dem knappen Einkommen des mütterlichen Hauses stand. Infolge der Strafen, die sie als Kind, des Spottes, den sie als Mädchen dafür erlitt, wurde sie sich seiner wie eines Gebrechens bewußt. Ihre Sehnsucht, fremdes Elend zu mildern, nahm allmählich den Charakter einer unglücklichen Liebe an.

Als sie Robert kennen lernte und in ihm eine vielfach der ihrigen verwandte Empfindungsweise entdeckte, flammte sie auf in Begeisterung. Sie hätte vor kurzer Zeit noch den Entschluß fassen können, Steinaus Frau zu werden, weil er ihr Achtung einflößte, weil ihre Mutter diese Verbindung wünschte; von dem Augenblicke aber, in dem sie einen Vergleich angestellt hatte zwischen ihm und Robert, war auch ihre Wahl getroffen.

Nach der Hochzeitsreise zogen die Neuvermählten in Vohburg, dem Gute Roberts, ein. Es war ein schöner, alter Herrensitz. Seine Eigentümer hatten manche Generationen hindurch klug und milde dort gehaust. Obwohl nur schlichte Landjunker, wußten sie sich in Verbindung mit der Außenwelt zu erhalten und verloren nicht das Verständnis für die Anforderungen der Zeit. Das Jahr 1848 fand die Bauern in Vohburg längst von Robot und Zehent entlastet und das gute Verhältnis, in welchem die Herren zu ihren Unterthanen gestanden hatten,

verwandelte sich der freien Gemeinde gegenüber in ein freundnachbarliches. Robert hatte seine Kindheit in Vohburg zugebracht, das väterliche Haus jedoch schon als sechzehnjähriger Jüngling verlassen, um in den Militärdienst zu treten. Als der jüngere von zwei Brüdern schien er nicht bestimmt, in den Besitz des Majorats zu gelangen und es widerstrebte seinem selbständigen Wesen und seinem energischen Triebe zur Thätigkeit, sein Dasein, wie so mancher Nachgeborene, als Parasit auf dem Familiengute zuzubringen. Er benützte die freien Stunden, die das Soldatenleben ihm übrig ließ, zu staatswissenschaftlichen Studien und ging später, ohne seinen Militärcharakter abzulegen, in die diplomatische Carriere über. Doch war niemals ein Jahr verflossen, ohne daß er seine Eltern und in der Folge seinen Bruder in Vohburg besuchte und einige Wochen in seinem friedlichen Daheim zubrachte. Dort kannte er jeden Baum und jeden Menschen, dort wurde er geliebt. Seine Munterkeit und Frische hatten ihn schon als Kind zum Liebling der Dorfleute gemacht.

Daß er einmal über eine Kleinigkeit in Zorn geraten, ein andermal die schwerste Geduldprobe spielend bestehen, daß er, dessen Hauptcharakterzug Güte hieß, doch hart sein konnte, kurz, daß er unberechenbar war, schadete seiner Popularität keineswegs. Er besaß eben auch seine Fehler, man hatte ihm auch manchmal etwas zu verzeihen. Um so besser! Eben dadurch trat er einem menschlich

näher und man brauchte ihn nicht immer, wie seinen älteren Bruder, „den Gerechten" zu nennen. Als dieser unvermählt starb und man erfuhr, daß Robert die staatsmännische Laufbahn aufgegeben und das Majorat angetreten habe, herrschte allgemeine Freude in Vohburg, und einen Festtag gab's, als das junge Ehepaar, viel früher als bestimmt gewesen, eines schönen Sommermorgens unbegleitet und unerwartet auf dem Schlosse erschien. Aus allen Ecken und Enden des alten Hauses kam die Dienerschaft, je nach Beschaffenheit der betreffenden Beine und Lungen einhergerannt, geschritten, gehumpelt oder gekeucht. Welche Ueberraschung! Er ist da — es hat ihn nicht länger in der Fremde geduldet. Bis zur sinkenden Nacht wurde der Schloßhof nicht leer von Leuten, die ihn begrüßten und willkommen hießen, mitsamt der lieben und schönen Frau, die er sich ausgesucht. Der Tausend! das war kein übler Geschmack, den er da verraten; die stand neben ihm wie ein lichter Engel, lächelte einen so freundlich an und drückte einem so treuherzig die Hand!

„Grüß Gott, Herr Graf und Frau Gräfin!" hieß es in allen Tonarten, jeder wollte es gesprochen und sein „Hab Dank" empfangen haben. Der Bauer und der Häusler, der Handwerker und der Taglöhner, ihre Weiber und ihre Kinder, alle stellten sich ein und nicht zuletzt die Rentiers des Dorfes: die Krüppel und die Unheilbaren. Sogar das ärmste Geschöpf des ganzen Gaues — der

alte Hund des Hirtenbuben kam geschlichen, tippte mit seiner spitzen Schnauze bescheidentlich an Roberts Knie und sah mit dem einzigen Auge, das er aus der Lebensschlacht gerettet, liebevoll und traurig zu seinem unvergessenen Wohlthäter empor; „dir hätt' ich zu klagen!" schien er sagen zu wollen.

Als endlich alle Gäste sich verlaufen hatten, wanderten Robert und Priska noch lange Arm in Arm im Garten herum.

Sie meinte ihren Mann nie inniger geliebt, sie meinte ihn erst heute ganz kennen gelernt zu haben. In seinem Hause mußte man ihn sehen, umgeben von Hunderten, die ihn verehrten und vertrauensvoll zu ihm aufblickten. Sie konnte sich ihn nicht mehr anders denken, denn als Berater der Irrenden und als die Zuflucht der Armen und Elenden. Er erschien ihr noch vollkommener als bisher und sie sich noch beneidenswerter um das Glück ihm anzugehören.

Indessen waren nur noch wenige Wochen verflossen, und schon hatten sich mehrere Gelegenheiten geboten, an der Grenzenlosigkeit seiner Güte und seines Langmuts zu zweifeln. Priska erschrak, als sie ihn plötzlich um eines Versehens willen, das er gar oft ungerügt gelassen hatte, außer sich geraten sah, als sie ihn einer gerechten Bitte unnahbar fand.

Sie bedauerte ihn in solchen Fällen fast ebenso sehr, als sie ihn tadelte, denn bald erfuhr sie auch, daß die Reue sich unfehlbar bei ihm einstellte und daß er schwer

unter derſelben litt. Ausgeſprochen wurde von ihr weder das Bedauern noch der Tadel. Im Anfang fehlte ihr der Mut dazu, ſpäter erwies es ſich als unnötig. Die ſchmerzliche Verwunderung, mit der ſie ihn anſah, wenn ſie einmal unter hundertmal ſein Thun nicht begriff, genügte, um ihn zur Beſinnung zu bringen. Priska übte ihren Einfluß um ſo ſicherer aus, als ſie ihn ahnungslos übte. Die ganze Umgebung Roberts empfand die freundliche Einwirkung, er ſelbſt fühlte dankbar ihre beruhigende, ausgleichende Macht. Von Tag zu Tag wuchs ſeine Liebe zu dem Weibe, deſſen Nähe ihn umgab wie ein reines, läuterndes Element. Er war kein Neuling im Leben, er hatte ſich wohl ſchon zu Zeiten für dauernd gefeſſelt gehalten — jetzt erſchien ihm jede frühere Neigung Thorheit und Spielerei. Das wahre Glück wurde ihm erſt durch die Frau geoffenbart, die für ihn geboren war; durch die Geliebte, die zugleich ſeine Freundin zu ſein verſtand.

Der Sommer und der Herbſt verfloſſen. Gräfin Walsegg hatte längſt das Winterquartier bezogen und mahnte ihre Kinder, dasſelbe zu thun. Ihre Briefe waren nur noch Klagelieder mütterlicher Sehnſucht. Die Schloßbewohner ſchenkten ihr endlich Gehör, ſagten ihrem ländlichen Aufenthalte Lebewohl mit dem Vorſatz, beim erſten Frühlingswehen zu ihm zurückzukehren, und begaben ſich nach der Stadt.

IV.

Priska war von dem traurigen Ereigniſſe, das ſich an ihrem Hochzeitsmorgen begeben, unterrichtet worden. Robert hatte nicht vermocht, ihr den Grund ſeines ſpäten Eintreffens in der Kirche zu verſchweigen, ſo ungern er ihr auch den Tag trübte, an dem ſie die Seine geworden war.

Indeſſen hatte er die junge Frau ſchon bald darauf über den Ausgang des beängſtigenden Zwiſchenfalles beruhigen können. Als er nach Hauſe gekommen war, um die Uniform mit den Reiſekleidern zu vertauſchen, hieß es, der Doktor ſei eben dageweſen und habe dem Grafen ſagen laſſen, der Patient befinde ſich beſſer, es werde alles gut gehen. Trotzdem hatte Robert noch an Hofrat Keller, ſeinen Arzt und Freund, geſchrieben und ihn dringend gebeten, den Verunglückten in ſeine Obſorge zu nehmen.

Dies war geſchehen, und die Berichte, die Hildebrand aus der Stadt ſandte, lauteten ſo günſtig, daß zuletzt die Meldung, Hofrat Keller habe ſeine Beſuche eingeſtellt, nichts Auffallendes mehr hatte.

Um so bitterer war die Enttäuschung, die Robert nach seiner Ankunft in der Stadt erfuhr. Da gestand ihm sein Vertrauensmann nicht nur ohne Reue, sondern mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, er habe sich nicht entschließen können, dem Herrn Grafen die Wahrheit mitzuteilen und ihm dadurch, ohne irgend jemand zu nützen, die Stimmung zu verderben. Jetzt aber müsse er sagen, es ginge leider recht schlecht. Die Vorwürfe, die er wegen dieses eigenmächtigen Verschweigens und Vertuschens empfing, nahm er ruhig hin; als aber Robert der Mutter des kleinen Kranken mit heftigem Bedauern erwähnte, brach Hildebrand in eine Flut von Klagen über Margarete aus, die wilde Person, die das Mitleid, welches man ihr schenke, gar nicht verdiene. Was im Bereiche des Möglichen liege, sei geschehen und mit Undank von ihr gelohnt worden. Dem Hofrat, dem der kleine Georg gefallen, der ihn lieb gewonnen hatte, habe sie eines Tages kurzweg die Thür gewiesen. Die Wärterin, die zur Pflege des Kindes aufgenommen worden, sei stündlich desselben Schicksals gewärtig. Uebrigens wäre ohnehin, wie der Hofrat erklärt habe, alles umsonst und der Zustand des Kranken von Anfang an ein hoffnungsloser gewesen. Er müsse von einem der Pferde geschlagen worden sein und eine Gehirnerschütterung erlitten haben. Zum Glücke leide er keine Schmerzen, liege meistens ganz ruhig und teilnahmslos.

„Manchmal," sagte Hildebrand, „spricht der Junge von Ihnen."

„Wie — von mir?"

„Ja, er spricht von einem großen Offizier, der ihn in einen seidenen Wagen gehoben habe. ‚Ich bin mit ihm gefahren, mit dem Offizier. — Der war gut, der war schön; wann wird er wiederkommen?' sagt der arme Bursche. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, Herr Graf, gehen Sie nicht hin; helfen können Sie nicht, holen sich höchstens noch Vorwürfe von dem Teufelsweib, der Margarete."

Trotz dieser Warnung schellte Robert eine halbe Stunde später an der Thür der Näherin. Sie selbst öffnete und erkannte ihn nicht sogleich.

„Wer sind . . . Ah — Sie? Was wollen Sie hier?" fragte sie in feindseligem Tone.

Er wünsche den Knaben zu sehen, erwiderte Robert; er habe gehört, daß er nach ihm verlange.

Sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte trotzig: „Er schläft jetzt."

„Ich werde ihn nicht wecken," entgegnete Robert, „führen Sie mich zu ihm."

Margarete kämpfte mit sich selbst. Einen Augenblick schien sie im Begriffe, die Thür zuzuwerfen, deren Klinke sie umklammert hielt. Endlich jedoch wandte sie sich um und schritt langsam und schweigend durch die Küche in das Wohnzimmer. Robert folgte ihr.

Hildebrand hatte die Befehle seines Herrn pünktlich ausgeführt. Die Stube war anständig eingerichtet worden. Ein reinliches Kinderbett stand neben dem Bette der Näherin, ein bequemer Lehnsessel zu Füßen desselben. Die weißen Gardinen, der über den Boden gespannte Teppich gaben dem niederen Gemache einen Anstrich von Wohnlichkeit. Sogar für Spielzeug hatte Hildebrand gesorgt und für Bilderbücher, die auf einem Tische neben dem Bette des Kranken aufgeschichtet lagen.

Margarete schob leise und vorsichtig den Vorhang des Bettes zurück. Robert fühlte, ohne sie anzusehen, daß ihre Augen lauernd auf seinem Gesichte ruhten und daß sie angstvoll den Eindruck beobachtete, den der Anblick des Kranken auf ihn hervorbringen würde. Er bemühte sich vergebens, das Entsetzen zu verbergen, das ihn ergriff, als er die Veränderung sah, die mit dem Kinde vorgegangen war. Eine grünliche Bläße bedeckte das schmalgewordene Gesicht, die halbgeschlossenen Lider ließen nur das Weiße der Augen sehen, die Pupillen waren aufwärts gedreht. Die Arme zuckten von Zeit zu Zeit krampfhaft auf dem Kissen, und die Fingerchen bewegten sich hastig und zitternd, als ob sie nach einem unsichtbaren Gegenstande haschten.

Roberts und Margaretens Blicke begegneten einander, und der seine war so voll Bestürzung, daß sie zusammen-

fuhr und, als gelte es eine Gefahr abzuwenden, den Arm über das Kind ausstreckte.

„Was denken Sie? Was bilden Sie sich ein?“ rief sie — „es geht ja besser!“

Bei diesen laut gesprochenen Worten regte sich der Knabe, warf sich im Bette hin und her, öffnete die Augen, sah Robert groß an, und ein Lächeln flog über seine Züge, als dieser sich zu ihm niederbeugte. Mit unsäglicher Zärtlichkeit streichelte er ihm die Wangen und lallte unterbrochen und kaum hörbar:

„Wo hast du deine schöne Uniform? . . . Die schönen schlimmen Pferde?“ seine schweren Augenlider sanken wieder, aber seine Händchen legten sich in Roberts Hand: „Bleib bei mir,“ murmelte er und verfiel wieder in einen dumpfen Schlummer.

Mit einer Mischung von Rührung und Unwillen zog Margarete die Hände des Kindes aus der Roberts.

„Lassen Sie ihn schlafen,“ sagte sie, „Sie regen ihn auf. Der Doktor will . . . der Doktor verspricht ihn herzustellen und bald,“ fügte sie abbrechend hinzu.

„Warum haben Sie die Hilfe des Arztes verschmäht, den ich Ihnen sandte?“ fragte Robert.

„Hilfe“, wiederholte sie, „hätte ich nicht verschmäht. Aber der hätte nicht geholfen, das ist ein Gelehrter, ein großer Herr, das ist kein Arzt für uns. Doktor Weiler hat mich vor ihm gewarnt. Ja, experimentieren hätte er

gewollt, eine Operation auf Leben und Tod; gelingt sie, denkt er, ist's gut, mißlingt sie — auch gut — was liegt an dem Kind einer armen Näherin? O nein! für solche Hilfe danke ich!"

„Woher kommt, bei soviel Argwohn, Ihr Vertrauen auf Doktor Weiler?"

„O, dem liegt alles daran, das Kind gesund zu machen . . . der weiß — der ist —" Sie stockte. Verwirrt und wie mit Purpur übergossen, senkte sie die Augen und starrte finster zu Boden.

Die Glocke wurde gezogen. „Da ist er!" rief Margarete und eilte nach der Eingangsthür, um zu öffnen. Draußen ließ die laute Stimme des Doktors sich vernehmen: „Guten Morgen, Schönste! Herrliches Weib! Wie geht es heute? Besser? Nun, ob ich es nicht gesagt habe? . . . Werde ich endlich das Ziel meiner Wünsche . . ."

Er war Margareten, die rasch wieder in das Zimmer zurückkehrte, auf dem Fuß folgend, eingetreten, erblickte Robert und hielt erst betroffen inne, suchte aber bald seine Verlegenheit hinter einem Schwall von Worten zu verbergen:

„Welche Ueberraschung . . . Sie, Herr Graf? ist es möglich? wirklich Sie — ach ja — kommen sich erkundigen . . . Sehr, sehr schön — wirklich edel . . ."

„Darauf mußten Sie doch gefaßt sein," unterbrach ihn Robert ungeduldig, „bei der schrecklichen Berechtigung, die ich habe, Anteil an Ihrem Patienten zu nehmen. —

Erlauben Sie mir die Frage," unterbrach er eine neue Flut von Schmeicheleien, die dem Munde des beredten Arztes entſtrömte — „warum verſchmähen Sie den Rat und die Beihilfe Doktor Kellers? Sind Sie Ihrer Sache ſo ſicher?"

„Ich weiß, was ich zu thun habe," ſprach Weiler und warf ſich in die Bruſt. „Niemand kann für den Kranken mehr thun, als ich."

„Und Sie geben das beſtimmte Verſprechen, ihn herzuſtellen?"

„Das beſtimmte Verſprechen, wer ſagt das? Sie ſcherzen, Herr Graf?"

„Wohl! wohl!" rief Margarete, die mit atemloſer Spannung dem Geſpräche der beiden Männer gefolgt war. „Sie haben es verſprochen — Bei allem, was Ihnen heilig und teuer iſt, verſprochen!"

„Nun ja — wie man eben ... vorausgeſetzt, daß nichts Unerwartetes eintritt, keine plötzliche Veränderung ..."

„Davon war nie die Rede, dergleichen haben Sie niemals befürchtet — warum jetzt auf einmal ... Doktor! halten Sie mir Wort ..."

Sie näherte ſich ihm drohend, er zuckte die Achſeln und ging an ihr vorüber zu dem Bette, legte die Hand auf die Stirn des Kindes, griff nach ſeinem Pulſe und ſagte endlich nach langem Beſinnen: „Es iſt eine Verſchlimmerung eingetreten."

„Das glaube ich nicht!“ rief Margarete — „es ist heute, wie es gestern gewesen ist, als Sie so zufrieden mit ihm waren — es hat sich seitdem nichts verändert!“

„Was wissen Sie davon? nur ein Arzt vermag das zu beurteilen.“

Margarete rang nach Fassung. „Verschlimmerung also —“ sagte sie — „aber das geht vorüber, nicht wahr? Was muß geschehen, damit es rasch vorübergehe? Reden Sie! aber so reden Sie doch! was soll geschehen? Mensch!“ schrie sie plötzlich auf und ergriff den Doktor am Arme — „gestern bürgtest du mir für sein Leben!“

Er suchte sich von ihr loszumachen — „Sie sehen selbst, Herr Graf — ob es möglich ist, ihr reinen Wein einzuschenken —“

So leise er Robert diese Worte zugeflüstert hatte, Margarete verstand sie doch.

„Was heißt das?“ fragte sie, „hast du mich betrogen — Lügner? . . . Um den Lohn war's ihm zu thun, den er sich ausbedungen hat, der . . .“

Weiler war abwechselnd rot und blaß geworden. Jetzt fiel er ihr heftig ins Wort: „Still! was — Lohn . . . Was bildet sie sich ein? — sie ist verrückt, Herr Major. Herr Graf. — Es war ein verzweifelter Fall, ich habe gerungen, solange ich konnte, muß aber endlich gestehen — ich gebe die Hoffnung auf — menschliche Hilfe vermag hier nichts mehr . . .“

Margarete stöhnte: „O, das sagt er jetzt, der Schurke!"

„Was — jetzt? . . ich wußte es schon lange . . ." Er knöpfte mit hastiger Entschlossenheit seinen Ueberrock zusammen: „Wer wird sich derart beschimpfen lassen? . . . Ich nicht, Herr Graf!"

Damit schritt er dem Ausgang entgegen.

Margarete warf sich ihm in den Weg.

„Bleib!" rief sie, stürzte vor ihm nieder und umfaßte seine Kniee. „Du sollst haben was du verlangst — hörst du? — nicht erst, wenn das Kind gesund sein wird — morgen — heute — wann du willst! — Was du willst . . . Ich bin dein! Verlaß uns nicht — gib das Kind nicht auf!"

Weiler suchte sie zurückzustoßen, sie umklammerte ihn nur fester.

Robert aber hielt sich nicht länger: „Elender Wicht. Hinaus mit Ihnen! — fort!" herrschte er dem Doktor mit einer gebieterischen Gebärde zu.

Pfeilgeschwind schoß Weiler zur Thür. Dort angelangt, blieb er stehen und raffte sich zu leidlicher Haltung zusammen. Er zupfte an seinen Manschetten; seine frechen Augen richteten sich mit höhnischem Ausdruck auf Robert und Margarete: „Schöne Wilde," sprach er, schon auf der Schwelle stehend, „ich überlasse Sie Ihrem neuen Beschützer."

Margarete streckte die Arme gegen Robert aus. „O

Herr! retten Sie! helfen Sie! ... Sie ſind mir's ſchuldig! Retten Sie das Kind!"

Plötzlich verklärte ein Freudenſtrahl ihr Geſicht, ſie drückte die flache Hand an die Stirn, wie durchzuckt von einem erlöſendem Gedanken: „Menſchliche Hilfe vermag hier nichts mehr? ... Aber Gott iſt da! ich hoffe auf Gott ... Er wird ein Einſehen haben ..." Sie ſchlug ſich auf die Bruſt und rief im Tone der Beteuerung: „Ich glaube an Gott! ..."

V.

Hofrat Keller saß gemütlich beim Frühstück zwischen seinem Affen und seinem Papagei, als Robert aufgeregt hereinstürzte und noch einmal die Hilfe des berühmten Arztes für seinen Schützling anrief. Der alte Herr ließ ihn nicht ausreden.

„Zu wem soll ich?“ rief er voll Entrüstung und fuhr mit beiden Händen in die weißen Haarbüschel, die ihm wie Flämmchen von den Schläfen standen. „Zu der Megäre? ... Wissen Sie, daß sie mich hinausgeworfen hat; schmetternd! eklatant! .... Es wäre eine Ehr- und Charakterlosigkeit und die größte Gemeinheit ... Mir das zuzutrauen! ... Ich hätte Sie für gescheiter gehalten!“

Er wurde so derb, daß ihm zuletzt, um seine Heftigkeit gut zu machen, nichts anderes übrig blieb, als eilends in den Wagen zu steigen und — „in allen Blödsinns Namen — zu der Megäre“ zu fahren.

Am Abend erschien er bei Robert. Dieser eilte ihm entgegen:

„Nun, Doktor, waren Sie dort?“

„Bis jetzt.“

„O Bester! — — so hoffen Sie . . .“

„Nichts. Der Junge erlebt den Morgen nicht. Schad' um ihn, es ist ein liebes Kind. Gehen Sie hin und verhüten Sie, daß die Mutter irgend eine Narrheit begehe. Sie scheint mir sehr aufgelegt dazu.“

Der Hofrat nahm Abschied, und Robert wollte sich noch in das Vorzimmer begeben, um dort eine Botschaft für seine Frau zu hinterlassen, bei der eine kleine Damengesellschaft versammelt war. Als er den Speisesaal durchschritt, kam Priska, die ihn vom Salon aus erblickt hatte, auf ihn zugeeilt.

„Wohin?“ fragte sie munter und unbefangen, „schleicht man so aus dem Hause, ohne sich vorher bei seiner Herrin zu melden?“

„Ich wollte dir eben sagen lassen, du mögest mich nicht erwarten, ich komme vielleicht spät nach Hause,“ erwiderte er, und küßte sie zärtlich auf die Stirn.

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und sah ihm in die Augen. „Du bist bekümmert — was fehlt dir?“

In wenigen Worten, mit möglichster Schonung, sagte er ihr die ganze Wahrheit.

Priska schwieg einen Augenblick bestürzt, und rief dann: „Ich gehe mit dir!“

„Was fällt dir ein?“ entgegnete er. „Du bleibst zu

Hauſe, bei deinen Gäſten.“ Noch einmal küßte er ſie und eilte hinweg.

Die alte Aufwärterin, von welcher Robert eingelaſſen wurde, empfing ihn mit leiſen Freudenbezeugungen. Sie hatte ſich ſehr gefürchtet, die Nacht über allein zu bleiben mit Margarete und dem ſterbenden Kind.

Im Krankenzimmer war alles ſtill. Eine verdeckte Lampe brannte auf einem Tiſch in der Ecke. Die dort zuſammengeſtellten Fläſchchen und Gläſer glitzerten in grellem Lichte. Der Reſt der Stube lag in mattem Halbdunkel. Am Bette des Kindes ſtand Margarete aufrecht und regungslos. Robert näherte ſich ihr, ſie wandte ſich und fragte raſch:

„War der Hofrat bei Ihnen? Was hat er Ihnen geſagt? . . . Das Kind iſt ſchlecht behandelt worden, nicht wahr? — weil er es nicht behandelt hat . . .“

„Nein, das ſagte er nicht.“

„Und was denn? Reden Sie; er will mit mir nicht ſprechen, er iſt böſe auf mich.“

„Er gibt wenig Hoffnung, er gibt — keine“ wollte Robert hinzuſetzen, aber als ob ſie wiſſe, daß dieſes Wort kommen werde, ſchnitt Margarete ihm die Rede ab.

„Der Alte will mir Angſt machen, zur Strafe weil ich ihn beleidigt habe. Im Grund meint er's nicht ſo ſchlecht. Er hat dem Kind ein gutes Mittel gegeben, es iſt jetzt ganz ruhig — ſehen Sie nur.“

Robert rückte einen Stuhl an das Fußende des Bettes und nahm dort Platz. Margarete wechselte das feuchte Tuch auf der Stirn des Kranken.

„Es geht beſſer," ſagte ſie, „er wird nicht ſterben. Gott kann ihn nicht ſterben laſſen, kann mir den Jungen nicht nehmen — ſo — ohne Grund. Ja, wenn eine ſchwere Krankheit ihn ergriffen hätte, bei der man gleich im Anfang weiß, das iſt gefährlich ... Aber fortgehen munter wie ein Hirſchlein — und heimkommen nach einer halben Stunde, zum Tode reif, unrettbar verloren — Warum? weil ein reicher Herr zur Hochzeit gefahren iſt — — Nein, nein! — das iſt zu arg, zu dumm, das geſchieht nicht —" Sie ſenkte den Kopf und grübelte ſo fort, wie Wahnſinnige über einen Trugſchluß grübeln.

„Glauben Sie denn nicht," fragte Robert, „daß ein Unglück geſchehen kann, ein großes, plötzliches Unglück? Sind Sie nicht im ſtande, den Gedanken zu faſſen?"

„Wozu ſollt' ich? — ein Unglück? — warum gerade dem unſchuldigen Kind und warum denn mir? — hab' ich nicht Unglück genug gehabt? Ich will nicht mehr leiden! Ich kämpfe! Ich gebe das Kind nicht her, laſſe es nicht ſterben ... Ich hauche ihm meinen Atem ein, ich teile mein Leben mit ihm, ich habe genug für zwei!"

Sie hatte den Arm unter das Kiſſen geſchoben, auf dem der Knabe ruhte und drückte ihre Wange, die ſich allmählich gerötet hatte und jetzt fieberhaft brannte, an die

ſeine. War es nur Widerſchein von ihrer Glut, oder beſaß das mütterliche Leben wirklich die Kraft, ſich noch einmal im Kinde zu erneuern — ein Anflug von Farbe ſchimmerte einen Augenblick auf ſeinem Geſichtchen — und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe.

Margarete küßte ihn, warf ſich in ihren Lehnſeſſel zurück und begann haſtig zu ſprechen, um die Angſt, von der ſie verzehrt wurde, zu betäuben. Sie erzählte von ihrer Vergangenheit, ihrer Jugend, und aus ihren ordnungsloſen Reden ſetzte ſich Robert ſpäter ihre Geſchichte folgendermaßen zuſammen.

Sie war die Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten in Regensburg, der ihr eine gute Erziehung hatte geben laſſen. Der Vater ſtarb, und ſeine Witwe heiratete den Werkführer der Fabrik, einen jungen, ordentlichen, aber rohen Menſchen, für den die alternde Frau eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt hatte. Da begannen ſchlimme Tage für Margarete. Sie vertrug ſich nicht mit dem Stiefvater, ſie lebte in offener Feindſchaft mit ihm. Das zweifelhafte Glück, das die Mutter in ihrer zweiten Ehe gefunden hatte, dauerte nicht lang; auch ſie ſtarb, der Witwer vermählte ſich bald wieder, und nun war Margarete ganz fremd im Vaterhauſe, allen ein Stein des Anſtoßes, alle haſſend, von allen gehaßt. Noch jetzt ſprühte ſie Feuer und Flammen, während ſie ſich der Feindſeligkeiten erinnerte, die ſie damals erlitten.

Sechzehn Jahre war sie alt geworden; da, nach einem heftigen Auftritt mit ihren Stiefeltern, entfloh sie aus dem Hause. Holzflößer nahmen sie mit nach Wien. Hier fand sie einen Platz in einem Modengeschäft, dem eine Französin vorstand, eine würdige, alte Dame. Diese nahm sich Margaretens mütterlich an, und auf ihre Veranlassung wurden die Erbrechte der Verwaisten durch einen Advokaten in Regensburg geltend gemacht. Die Angelegenheit zog sich in die Länge, drei Jahre vergingen, und die geringe Summe, mit welcher die Waise zuletzt abgefunden wurde, betrug kaum ein Zehntel dessen, was ihr gebührte.

Als sie das Geld erhielt und alle diese Zustellungen, Akten, alle die Siegel und Unterschriften sah, und wieviele Leute sich angestrengt hatten, um im Namen der Gerechtigkeit ein schutzloses Mädchen zu bestehlen, da hatte nicht Zorn sie ergriffen — nur Verachtung und ein namenloser Ekel; da hatte sie sich vorgenommen: mein väterliches Erbe wird verthan! Sie wollte sich davon ein paar fröhliche Tage machen. Ihre alte Französin, die freilich meinte es anders, die hatte nichts im Kopfe als Sparen, den Kreuzer zum Kreuzer legen; sie konnte sich nicht mehr denken, wie einem jungen Ding zu Mute ist, das sagt: was morgen — was Alter! soll ich darben, sei es dann, wenn ich nicht mehr genießen kann. Margarete hatte sie reden lassen, war tanzen gegangen und hatte sich verliebt

in einen nichtsnutzigen Burschen, einen Bildhauer. Er hatte so gut verstanden, den Unglücklichen zu spielen und ihr weiszumachen, das Leben sei ihm nichts wert ohne sie. Doch war alles erlogen — er hatte nichts gewollt als seine wahre Geliebte, mit der er sich eben entzweit, eifersüchtig machen. Das war ihm auch gelungen; sie setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihn wieder zu gewinnen. Sie versöhnten, heirateten sich, und Margarete saß da — ein Kind in Erwartung, keinen Heller in der Tasche. Sie behielt den Kopf oben, wieder half ihr ihre Menschenverachtung aufrecht zu bleiben, wo andre verzweifeln. Weggejagt wollte sie von ihrer alten Frau nicht werden, so kündigte sie ihr den Dienst. Als die Erinnerung an diese Tage in ihr aufstieg, rief Margarete: „Auf das Kind fürchtete ich mich — fragte mich oft: wirst du es hassen oder lieben? — Nun — es kam, und ich liebte es. Als ich's zum erstenmal in die Arme nahm, war mir, als nähme ich mein verkörpertes Glück in die Arme.

„Es war an einem herrlichen, sonnigen 2. Mai. Draußen der schönste Frühling, die Bäume, die Gesträuche in vollster Blüte, und auch in meinem Herzen blühte ein neues Leben auf mit dem des Kindes. Ich habe es in Schande geboren und mich nicht geschämt, ich war im Elend und habe mich reich gefühlt . . . und seitdem: Wir haben zusammen gehungert und gefroren, aber wir waren

zusammen glücklich — glücklich wie Könige! Nicht wahr, mein Bub'?"

Sie beugte sich über das Kind, ihr Kopf lag neben dem seinen auf dem Polster.

„Weißt du noch unsre Sonntage auf dem Lande?" fragte sie mit weicher Stimme, „wenn der Holunder duftete und die kleinen Vöglein in den Zweigen Frühlingslieder sangen? . . . Unsre Mahlzeiten auf dem Grase, waren die nicht gut bestellt? Wenn wir auch die Woche hindurch gedarbt hatten, am Sonntage wußten wir zu leben! Die Leute beneideten uns und hatten recht . . ."

Sie richtete sich auf, schüttelte die Haare aus der Stirn und warf ihre schweren, hängenden Zöpfe zurück: „Mein Bub' wuchs und gedieh," rief sie triumphierend, „mir wurde er ähnlich, mir allein, keinen Zug hat er von seinem Vater; der kann und mag ihn verleugnen! Mein Georg ist voll Mut und Kraft, nicht eine Stunde lang hat er mir Sorge gemacht, nie hat ihm das Geringste gefehlt!"

Das Kind that einen tiefen Atemzug, und Margarete zuckte zusammen; sie fuhr zitternd mit der Hand nach seinem Herzen, näherte ihre Lippen seinem Munde, die Sprache versagte ihr; nur ein tonloses Wimmern entglitt ihrer Brust, und mit stummem Entsetzen starrte sie in die gebrochenen Augen des Kindes, dessen Leben still entflohen war.

„Georg!“ schrie sie endlich, umfaßte ihn mit beiden Armen und hob ihn empor: „Hörst du mich Kind? Antworte mir! ... Willst nicht? ... Aber einen Kuß ... Gib deiner Mutter einen Kuß ... Laß dich nicht so bitten, Kind! ...“ Sie hielt ihn von sich, blickte in sein lebloses Gesicht, und wehvoll aufschluchzend ließ sie ihn langsam in die Kissen zurückgleiten.

Die Wärterin kniete am Bette nieder und begann laut zu beten.

Margarete raffte sich zusammen. „Beten — ja! ... Beten ist gut, aber nicht du — ich — ich will ...“ Beschwörend streckte sie die Arme aus: „Hörst du mich, Gott? Ich bete für mein Kind! ... Hilf ... Du kannst helfen, wenn du allmächtig bist, du mußt helfen, wenn du gütig bist — so thu's! Zeig', daß du gütig und allmächtig bist! ... O, wenn ich du wäre, ich würde meine armen Geschöpfe nicht so quälen! ... Hilf! Hilf! ... Du bist nicht Gott, wenn du nicht hilfst!“

Die betende Alte bekreuzte sich einmal ums andre im Grauen vor der Frevlerin. Diese aber warf sich wieder über ihr totes Kind und flüsterte ihm zärtliche Worte zu. Endlich erhob sie das Haupt: „Stumm und kalt! — und der dort oben auch stumm und kalt und unerreichbar! ...“

In ratloser Verzweiflung schaute sie mit leerem Blicke vor sich hin. Plötzlich aber fielen ihre Augen auf Robert,

und es entzündeten sich in ihnen Flammen des Hasses und der Wut. Sie bäumte sich empor, eine wilde Verwünschung entfuhr ihren Lippen.

„Mörder! . . . Dir halt ich Wort . . . Du wirst gezeichnet! . . .“

Mit einem tollen Satze stand sie vor ihm, schwang die geballte Faust und holte aus zum Schlag in sein Gesicht.

Er warf sich ihr entgegen, erfaßte ihre beiden Arme und hielt sie mit eisernem Griff umklammert. Sie wand und bog sich zurück vor Schmerz, und öffnete den Mund zu neuem Fluche. Aber sie sprach ihn nicht aus. Das Angesicht des Mannes, in das sie jetzt blickte, machte sie schaudern — es loderte von den Gluten eines Zornes, vor dem der ihre nur Ohnmacht war. — — Herr im Himmel, ist das derselbe Mensch, den sie nie anders als gütig und ruhig gesehen? . . .

Seine Augen quollen aus den Höhlen, seine zusammengebissenen Zähne wurden sichtbar: „Wahnsinnige!“ knirschte er, im Begriff die ihm zugedachte Schmach furchtbar zu rächen.

Schreckgelähmt starrte Margarete ihn an und sank lautlos und bewußtlos zu seinen Füßen nieder.

VI.

Margarete trennte ſich nicht von der Leiche ihres Kindes. Sie folgte dem kleinen Sarge, als er hinweggetragen wurde, ſie blieb an dem geſchloſſenen Grabe ſtehen, bis der Totengräber ſie fortwies, weil es Zeit geworden, den Friedhof zu ſchließen. Es war Nacht, als ſie heimkehrte. Beim Anblick des leeren Kinderbettchens in der Stube brach ſie in Thränen aus, und am nächſten Morgen erzählte die Wärterin, ſo herzbrechenden Jammer wie dieſen, habe ſie noch niemals mit angeſehen, und die Erinnerung daran werde ſie verfolgen bis in ihre Todesſtunde.

Als Robert an jenem Tage bei Margarete eintrat, ſaß ſie regungslos auf einem Stuhle in der Fenſterecke, die Arme mit den verſchränkten Händen um die Kniee geſpannt, den Kopf auf die Bruſt geneigt. Er rief ſie an, ſie erbebte und ſah ſcheu zu ihm empor, ſenkte aber ſogleich wieder in qualvoller Verwirrung die Augen.

„Ich habe Ihnen gedroht," begann ſie nach einer Weile dumpf und faſt unverſtändlich, „wenn dem Kinde etwas geſchieht . . ."

Er fiel ihr ins Wort: „Laſſen Sie das! Wir haben beide zu bereuen und zu vergeſſen. Laſſen Sie uns Frieden machen.“

Ihr ſchönes, von der Majeſtät eines großen Schmerzes verklärtes Angeſicht blieb abgewendet, aber eine tiefe Rührung zitterte in ihrer Stimme.

„Machen wir Frieden, weil das Kind Sie lieb gehabt hat.“

Er betrachtete ſie von nun an wie eine Schutzbefohlene. Priska und er glaubten, nicht genug für ſie thun zu können und ließen es nie an Beweiſen ihrer Fürſorge mangeln. Zwei Verbündete leiſteten ihnen dabei eine kräftige Unterſtützung: Hofrat Keller und die alte Wärterin, die nun förmlich in Margaretens Dienſt getreten war. Dieſe wurde von den beiden mit einer gleich lebhaften, in ihren Aeußerungen jedoch ſehr verſchiedenen Aufmerkſamkeit umgeben. Die Magd faßte für ihre Gebieterin eine redſelige Liebe, die allmählich einen Charakter von weinerlicher Abgötterei annahm. Der Hofrat hingegen war zu der Erkenntnis gelangt, daß „mit dieſer Näherin, dieſer Stickerin — ja, etwas Sauberes, eine Näherin, die nicht näht, eine Stickerin, die nicht ſtickt“, nichts anzufangen ſei; daß man ſie ihrem Schickſal, das heißt ihrem eigenen unbändigen Naturell überlaſſen müſſe. Und mit unerſchütterlicher Konſequenz antwortete er, ſo oft Priska nach Margareten fragte: „Es thut mir leid,

meine gnädigste Gräfin, aber nächstens werde ich die Ehre haben, mich bei ihr zu empfehlen — auf Nimmerwiedersehen!"

In Erwartung dieses Augenblicks indessen besuchte er sie täglich, und nach einigen Wochen begann er sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß es ihm gelingen werde, „die Löwin" zu zähmen. Er war sehr mit sich selbst zufrieden, als ihm später eine noch passendere Bezeichnung für sie einfiel, nämlich: „Eine dämonische Kreatur!"

„Ich behandle jetzt eine Seele!" ... meinte er, „nicht auskultierbar, das Ding!"

Der alte Herr war vollends geneigt, an seinen glücklichen Erfolg als Seelenarzt zu glauben, als er Margarete eines Morgens nicht müßig ihren Grübeleien überlassen, sondern in eifriger Thätigkeit fand.

Sie hatte die einzelnen Bestandteile eines vollständigen Meßgewandes auf Rahmen von verschiedener Größe gespannt und schon begonnen, den weißen Brokatstoff mit Goldstickereien zu verzieren. Eine vornehme Dame ließ diese Ornamente anfertigen und bezahlte die Arbeit reichlich. Der Kaufmann, bei dem die Bestellung gemacht worden war, wies sie Margareten zu, „weil er weiß," sagte diese, „daß ich Geld brauche, um einen Denkstein auf das Grab des Kindes setzen zu lassen."

Der Hofrat bewunderte die künstlerisch schönen Zieraten, die auf die Seide gepaust waren und konnte sich

eines Zweifels nicht erwehren, als Margarete seine Frage: wer die Originale dazu gezeichnet habe? kurzweg mit den Worten: „Ich selbst" erwiderte. Als sie aber vor seinen Augen den Rotstift ergriff und rasch, mit unglaublicher Sicherheit, eine schwungvolle Arabeske auf den Stoff hinwarf, rief er: „Wo haben Sie das gelernt?"

„Gelernt? was weiß ich? Das braucht man nicht zu lernen, es ist ja keine Kunst," sprach sie, ohnen einen Blick von ihrer Arbeit zu verwenden. Sie stimmte die Zeichnungen zusammen, sie ordnete und verteilte die Spulen, die Strähnchen, modellierte an den Konturen des Gitterwerks. Der Doktor sah ihr eine Weile zu, stellte noch einige Fragen, und als er die Antwort erhielt: „Ich habe jetzt keine Zeit zu plaudern," wurde ihm völlig hoffärtig zu Mute.

Er empfahl sich, um zu seinen Freunden zu eilen und ihnen zu verkündigen: „Sie hat Vernunft angenommen. Sie hat sich aufgerafft, sie hat in ihrem Fleiße sich selbst wiedergefunden."

Von der Handarbeit, die durch diesen Fleiß gefördert ward, machte der Doktor eine begeisterte Schilderung und verbürgte sich dafür, daß es zur Zeit keine größere Sehenswürdigkeit in Wien gäbe.

Das war für Priska ein erwünschtes Wort. Jetzt konnte ihr Robert die oft erbetene Erlaubnis, Margareten aufzusuchen, nicht mehr verweigern. Es hätte zu einem

solchen Schritt keines Vorwands bedurft; aber warum ihn nicht ergreifen, da er sich von selbst bot? Priska, die in Bohburg die elendeste Hütte betreten durfte, begriff nicht, warum es ihr verwehrt sein sollte, zu der Dachstube der unglücklichen Frau, deren Schicksal ihr ein so brennendes Mitleid erweckte, emporzuklimmen. Wohlthaten spenden kann jeder — aber die Wohlthat dem Armen gedeihlich machen, aber den Mutlosen aufrichten, den Traurigen trösten — das ist ein Talent, und Priska fühlt sich in seinem Besitz, und es drängt sie es auszuüben, man lasse sie doch gewähren.

Schon am folgenden Tag brachte eine Mietkutsche Robert und Priska vor das Haus Margaretens. Sie stiegen langsam die Treppe empor und waren im dritten Stock angelangt, als sie von einem jungen und stattlichen Mann eingeholt wurden, der bei ihrem Anblick stutzte, sie verwundert ansah und dann rasch an ihnen vorübereilte. Robert hieß Priska warten und horchte. Die lauten Schritte des Fremden erschallten im Gang, der zu Margaretens Wohnung führte... Die wohlbekannte Schelle erhob ihr heiseres Geklingel — die Thür wurde geöffnet und wieder geschlossen — der Besucher war eingelassen worden.

„Ah, der Herr Graf!" sagte plötzlich eine Stimme, und wie aus dem Boden gewachsen stand Frau Theres da, den Kehrbesen in der Rechten, ein verbindliches Lächeln

auf den Lippen. „Der Herr Graf — und das ſind wohl die gnädigſte Frau Gräfin?“ ſie näherte ſich und küßte Priskas Hand. „Was befehlen Euer Gnaden? Wollen gewiß die Frau Generalin beſuchen? Die wohnt aber im zweiten Stock.“

„Nein, nein,“ antwortete Priska, „wir wollen zu Margarete, der Näherin.“

„Wie? ... Was?“ — Theres ſchien ihren Ohren nicht zu trauen — „Zu der?“ Sie warf einen offenbar mißbilligenden Blick auf Robert: „Zu der führen Euer Gnaden die Frau Gräfin? Aber ich bitte ... Das iſt zu viel; Euer Gnaden ſind zu gut ... Wirklich.“

„Wir kommen zur Unzeit, glaub' ich,“ ſagte Robert, und Frau Theres zog mit verſchämter Miene die Achſeln in die Höhe: „Ich weiß halt nicht, Euer Gnaden, ich mein' nur. Es iſt grad der Herr von Bernard hinaufgegangen; der kommt jetzt öfters zu uns. Ein nobler Herr, Euer Gnaden, der große Kaufmann aus der Stadt. Ja!“

Sie hatte die Backen voll genommen zu dieſen letzten Worten, und blinzelte dabei verſtändnisinnig zu Robert empor.

Der und Priska ſchwiegen und traten nach einem kleinen Weilchen den Rückzug an. Er unwillig, ſie betroffen. So ſaßen ſie auch ſtumm nebeneinander in dem Wagen, den ſie zur Heimfahrt beſtiegen hatten.

In der Nähe des Hauses begegneten sie dem Hofrat, der gleich voll Neugier fragte, wie der Besuch Marias bei Magdalena ausgefallen sei. Er ergrimmte, als er hörte, was sich zugetragen: „Schämt euch! ... So abzublitzen, sich so abschrecken zu lassen durch das Geschnatter einer alten, neidischen Gans! ... Ausziehen zu einer guten, hilfreichen That — sie aber nicht thun, weil die Hausmeisterin davon abrät ... Schämt euch!“

Der Alte empfahl sich und Robert sagte zu seiner Frau, die traurig und sorgenvoll dreinsah: „Jetzt grämt sich meine geliebte Thörin, weil sie einer ihr fremden Person vielleicht in Gedanken unrecht gethan hat.“

Aber er irrte. Die Furcht, von der Priska von dieser Stunde an gequält wurde, war die, daß Margarete nicht unrecht geschehen sei. Und wenn nicht unrecht, wenn dieses Weib, das sich ja erhoben hatte von seinem Fall, jetzt wieder zusammenbricht und immer tiefer und tiefer sinkt — wer trägt die Schuld? Sie hatte den rechten Weg gefunden; sie würde ihn nicht mehr verlassen haben, wenn ihr Knabe gelebt hätte. Ein paar unschuldige Kinderaugen halten so treue Wacht, ein stummer Kindermund predigt so beredsam; eine gute Mutter mag ihn nicht küssen mit befleckten Lippen ...

„Und sie war eine gute Mutter — ihr Schutzgeist starb mit dem Kinde, das glaube ich und deshalb glaube ich auch, daß wir nie und durch nichts von der Ver-

pflichtung gegen sie gelöst werden können," sprach Priska und sann auf ein Mittel zur Rettung und meinte es gefunden zu haben, als Keller eines Tages die Nachricht brachte: „Jetzt ist sie mit ihrer Arbeit fertig. Ich staune über die enorme künstlerische Begabung der Hexe. Wenn die einen tüchtigen Unterricht im Zeichnen bekommen hätte — morgen könnte sie eine Fachschule eröffnen und uns die schönen Tage der Goldstickerei wieder heraufbeschwören."

„So lerne sie denn zeichnen," sprach Robert, und Priska war Feuer und Flamme für diesen Vorschlag.

„Ja! ja! sie soll zeichnen lernen! soll sich an eine regelmäßige Beschäftigung gewöhnen und erkennen, welch ein Trost und Segen in derselben liegt. Ist das erreicht, dann wird alles gut! Jeder neue Versuch wird ihr zum Gelingen und die Mühe bald zur Freude werden. In einem Jahre vielleicht schon verläßt sie ihre Wohnung, die ihr so traurige Erinnerungen zurückruft; wir richten ihr ein Atelier ein, sie wird selbst eine Meisterin. O Robert, geh' zu ihr, gewinne sie für unsern Plan!"

Er war dazu bereit, wollte es wenigstens versuchen. Unmöglich schien es ihm ja nicht, wenn auch nicht so gar leicht wie seine Frau dachte.

Margarete fuhr zusammen bei seinem unerwarteten Erscheinen, ihre bleichen Wangen färbten sich und ihre Brauen zuckten.

„Kommen Sie einmal wieder? Ich dachte schon, seitdem wir Frieden gemacht haben, sei Ihr gutes Herz beruhigt und Sie kümmerten sich nicht mehr um mich."

Der Ton ihrer Stimme entsprach ihren herben Worten nicht, er war weich und sanft und es zitterte etwas wie verhaltenes Weinen darin. Ihre Augen waren leicht gerötet, sie sah bleich und übermüdet aus. Auf dem Tische lag in großen flachen Kartons, zum Abschicken bereit, das Meßgewand — ein Meisterstück der flacherhabenen Stickerei.

Um das scharf modellierte Maßwerk aus glänzendem Golde, das den Seidengrund flammenartig überdeckte, schwangen sich feine Arabesken; matt schimmernd, wie bereift, streckten zarte Fäden aus, trieben zierliche Blätter, umschlangen sich, strebten auseinander und bildeten ein durchsichtiges Geranke, wovon jedes einzelne Zweiglein um seiner selbst willen da zu sein, sich nach eigener Willkür zu biegen und zu heben schien und doch so gehorsam dem Schönheitsgefühle dienen mußte, dem das Ganze sein Entstehen verdankte und von dem es das Gesetz empfing, das Harmonie in diesen Reichtum und Ruhe in diese Mannigfaltigkeit brachte.

„Herrlich!" rief Robert aus, „es ist ein Wunder — und in einer Spanne Zeit haben Sie's vollbracht."

„Sechs Wochen nennen Sie eine Spanne Zeit?" erwiderte Margarete. „Ach, wie glücklichen Menschen die Zeit vergeht! . . ."

„Ist es möglich, daß sie Ihnen lang geworden ist, während etwas so vollkommen Schönes aus Ihren Händen hervorging? Ist es möglich, dergleichen zu erfinden und auszuführen ohne Liebe und ohne Entzücken?“

„Erfunden habe ich es nicht, nur zusammengestellt. Das alles sieht man ja in den Kirchen, in den Museen — auf der Straße sogar. Am Quai an der Donau steht ein altes Kapellchen, vergittert von unten bis oben, wie viele Einfälle verdanke ich diesem Gitter! Den Meister, der das gemacht hat, den müssen Sie loben, nicht mich.“

„Daß Sie die Augen haben, so etwas zu sehen, die Fähigkeit, es umzubilden nach Ihrem Sinn und dann auszuführen wie kein andrer es könnte, das ist es ja! das macht Ihr Werk zum Kunstwerk und Sie zur Künstlerin.“

„Nein, nein!“ sagte sie, „ich bin keine Künstlerin.“ Sie zeichnete mit dem Poussierstab ein paar feine Aederchen in eine kleine Kreuzblume. „Das oder der Saum eines Ballkleides hat für mich ein und dasselbe Interesse. Mir liegt nichts dran, ich hab's bloß in den Fingern, ich denke nichts dabei als: nur fertig werden! Nur weg, nur aus den Augen damit!“

Ohne ihr Werk eines letzten Blickes zu würdigen, schloß sie die Kartons, stellte sie übereinander, schnallte sie mit einem Riemen zusammen und blieb eine Weile

unbeweglich und sinnend mit herabhängenden Armen am Tische stehen.

Plötzlich spielte es wie übermütiger Spott um ihren Mund. „Ich muß lachen," sagte sie, „wenn ich denke, was der heilige Mann, der diese Gewänder tragen soll, wohl sagen würde, wenn er erführe, wie unheilig diejenige ist, mit deren Arbeit . . ."

„Ein schlechter Scherz," fiel Vohburg ihr verweisend ins Wort. — Er hatte, wie viele Männer, seinen Glauben im Laufe des Lebens abgestreift, aber Mangel an Frömmigkeit bei Frauen war ihm widerlich.

Margarete ließ sich in den Lehnstuhl sinken, der jetzt an das Fenster gerückt war, stützte ihre Wange auf die Hand und begann von neuem zu sinnen. Robert nahm Platz ihr gegenüber.

„Sie müssen Ihrem Leben ein Ziel stellen," sprach er. „Sie dürfen nicht planlos hinträumen von einem Tag zum andern. Sie haben eine lange Zukunft vor sich. Sie sind jung —"

„Ja wohl, ja wohl, ich bin jung! — Was soll ich anfangen mit dieser Jugend?" sagte sie tief aufseufzend, breitete die Arme aus und lehnte sich zurück mit halbgeschlossenen Augen. Ein leiser Wehruf erstarb auf ihren Lippen; plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und sagte dumpf: „Wer weiß — vielleicht genieße ich noch einmal mein Leben!"

„O," rief er, „was nennen Sie das Leben genießen? Erst schlecht und dann elend werden? Aber das sollen Sie nicht!"

„Und wer verbietet mir's? So frei wie ich war noch nie ein Geschöpf. Es lebt kein Mensch, dem ich Rechenschaft schuldig wäre und daß er —," sie deutete aufwärts mit der erhobenen Rechten, „von mir nichts weiß oder nichts wissen will, das hab' ich erfahren. Dieser Gott — ich spreche jetzt, als ob ich noch an ihn glaubte, aber — und das ist entsetzlich — ich zweifle . . . Mir scheint manchmal, daß ich fertig bin mit ihm, mit der Hoffnung, mit allem! . . . Nur weil ich meine: das Kind sieht mich . . ." Sie stockte, als versage ihr der Atem, und das schmerzliche Beben ihrer Lippen, der Blick, den sie zur Starrheit zwang, verrieten, wie schwer sie kämpfte, um nicht in Thränen auszubrechen.

„Rechenschaft hat freilich niemand von Ihnen zu fordern — da es aber doch ein paar Menschen gibt, die sagen dürfen: Ihr Wohl und Weh gehört zu unsrem Wohl und Weh, so werden diese versuchen, Sie vor sich selbst zu schützen." Er stand auf, trat vor sie hin, faßte ihre Hände und hielt sie mit sanfter Gewalt in den seinen fest. „Ich will," sagte er, „nachdem Sie Ihr Liebstes durch mich verloren haben, Sie wenigstens verhindern, sich zu Grunde zu richten, und es wird und muß gelingen, wenn Sie selbst es nicht unmöglich machen."

Nun kam er mit seinem Vorschlag und wich einer direkten Antwort aus, als Margarete fragte: „Ist Ihnen das eingefallen?“ Ein inneres Widerstreben hielt ihn ab, den Namen seiner Frau hier auszusprechen, und doch mochte er sich auch nicht mit fremden Federn schmücken. So wurde er bei weitem umständlicher als nötig gewesen wäre.

Margarete hörte ihm zu, ohne die Augen von ihm zu verwenden, folgte dem Klang seiner Stimme wie dem einer beschwichtigenden Musik, und ihre Züge nahmen allmählich einen friedlichen Ausdruck an.

Als er geendet hatte und ihre Entscheidung verlangte, schien sie wie aus dem Traume zu erwachen und fragte: „Welche Entscheidung denn?“

Er fuhr unwillig auf, und sie, ganz erschrocken, bat: „Zürnen Sie nicht! — ich besinne mich schon. — Lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung, ich brauche ja Zeit.“

„Wie lange?“

„Einige Tage. Kommen Sie in einigen Tagen wieder. Sie werden selbst kommen, nicht wahr?“ — rief sie ihm nach, als er schon im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen.

VII.

Priskas Ungeduld, das Rettungswerk beginnen zu sehen, ließ es nicht zu, daß Robert lange zögerte mit der Wiederholung seines Besuches bei Margarete. Und ihr Wille geschah. Robert ging und kehrte heim und brachte nichts mit als die Erneuerung von Margaretens Bitte, ihr noch Zeit zur Ueberlegung zu lassen.

Als er mit der Frage eingetreten war: „Nun, haben Sie nachgedacht?“ hatte sie ihn befremdet angesehen und gesagt: „Worüber?“ Es kostete ihn eine wahre Selbstüberwindung, schon Gesagtes ruhig und geduldig noch einmal zu sagen, während sie spöttisch lächelnd, den Kopf zurückgeworfen, mit gekreuzten Armen in ihrem Lehnstuhl lag. „Sie hören mir nicht zu,“ hatte er endlich entrüstet ausgerufen und sich erhoben. Da war sie aufgesprungen, hatte sich zwischen ihn und die Thüre gestellt, die Hände flehend ausgestreckt und gesprochen: „Ich höre! und ich bitte Sie . . .“

„Um was?“

„Daß Sie mich nicht verlassen — öfter kommen . . .“

„Ja, ja, wenn Sie verſprechen, daß Sie auf meinen Vorſchlag eingehen wollen?“

Sie wurde feuerrot: „Mich auf die Schulbank zu ſetzen? Zu lernen wie ein kleines Mädchen? . . .“

Wieder trat das frühere ſpöttiſche Lächeln auf ihre Lippen, verwandelte ſich aber bald in ein wehmütiges.

„Nun denn,“ ſprach ſie, „es ſteht ja geſchrieben: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein . . . Ich will's erwägen.“

Priska war nicht zufrieden mit dieſem Reſultate.

Hätte ſie ſelbſt mit Margarete ſprechen dürfen, ſie würde ſich nicht mit einer ausweichenden Antwort begnügt haben, darauf ſchwor ſie. Aber — was half's? Robert wollte einmal von einer perſönlichen Intervention Priskas in dieſer Sache nichts mehr hören. Er wurde ſogar etwas ungeduldig, als ſie ſchon ein paar Tage ſpäter fragte: „Und unſer Schützling? Die arme Seele, um die mir bangt — für die ich mich verantwortlich fühle? . . . Denkſt du noch an ſie? Wann gehſt du wieder zu ihr?“

Eine Woche war verfloſſen, bevor er Zeit fand, ſeinen „Bußgang“ anzutreten, und es geſchah nicht ohne Selbſtüberwindung. Als er in die Nähe von Margaretens Haus gelangte, begegnete er dem Manne wieder, den er und Priska vor einiger Zeit auf der Treppe getroffen hatten. Nur ſah er nicht wohlgemut drein wie

damals, sondern rannte mit verstörter Miene an Robert vorbei, ohne ihn gewahr zu werden.

Margarete stand, als dieser bei ihr eintrat, mitten im Zimmer, die Augen in ungeduldiger Erwartung auf die Thür gerichtet. Bei seinem Anblick glitt ein Freudenstrahl über ihr Gesicht.

„Ob ich's nicht gewußt habe! ob nicht eine Ahnung es mir gesagt hat, daß Sie jetzt kommen werden! — Wissen Sie, was geschehen ist?" rief sie ihm entgegen und es lag in ihrem Tone eine seltsame Mischung von Rührung und von kindischem Triumphe: „Der Mensch, der es am besten mit mir gemeint hat, der hat mich jetzt für immer verlassen. Ich werde ihn nie wiedersehen."

„Von wem sprechen Sie?" fragte Robert.

Margarete trat vor ihn hin und berührte seinen Arm mit bebenden Fingern. Sie schien den strengen Blick nicht ertragen zu können, den er auf sie warf, und wandte den Kopf etwas zur Seite.

„Von einem Mann, der ehrlich um mich geworben hat — der mich zur Frau begehrte, nicht erst jetzt, schon vor zwei Jahren, als das Kind noch lebte. Zu seiner rechtmäßigen Frau!" wiederholte sie mit stolzem Ausdruck.

„Und damals?" fragte Robert gespannt.

„Damals war ich bereit, ja zu sagen. Warum

auch nicht? Ich bin mir nicht vorgekommen, wie ich mir jetzt manchmal vorkomme — ich weiß selbst nicht warum."

Sie preßte die flachen Hände gegen die Schläfe: „Genug!" sprach sie und ließ sich auf einem Stuhl neben dem Tische nieder. „Ich werde Ihnen alles ruhig erzählen."

„Ruhig," dachte Robert, „du arme friedlose Seele.

„Ich hätte ihn also geheiratet damals. Aber der kleine Georg haßte ihn; er war eifersüchtig auf ihn, Herr Bernard that, was menschenmöglich war, um seine Liebe zu gewinnen, bemühte sich um sie fast mehr als um die meine — mit einer Geduld, mit einer Güte ... Wie oft hab' ich ihn bewundert! ... Ich führte seine Sache bei meinem trotzigen Buben, der Kleine war sonst freundlich, mitleidig, dankbar. Herrn Bernard gegenüber verlernte er das alles. Ich sprach ihm zu, bat, strafte ... ja, das half! erschlagen hätte ich ihn können, aber ihn zwingen, dem Kaufmann die Hand zu geben oder ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen — das nicht. Ich sah, es heißt: wählen zwischen dem Mann und dem Kind. Nun — das Kind ging mir über alles. Bernard bekam seinen Abschied. Er sagte: ‚Ich warte! Der Georg wird mit der Zeit schon vernünftiger werden.' Hat auch wirklich zwei volle Jahre gewartet."

Sie hielt inne. Den Ellbogen auf den Tisch, die

Wange auf die Hand gestützt, blickte sie Robert lange und forschend an, als suche sie ihm die geheimsten Gedanken vom Gesichte zu lesen. „Während der Krankheit des Kindes," fuhr sie fort, „war er täglich da und fragte: ‚Wie geht's?' Aber dem Kinde in die Nähe kommen durfte er nicht. Es schrak aus dem Schlafe auf, wenn es draußen in der Küche seine Stimme hörte, klammerte sich an meinen Hals und bat: ‚Geh' nicht zu ihm! bleib' bei mir!'"

Ihre Stimme begann zu beben: „Wissen Sie noch? Auch zu Ihnen hat er einmal gesagt: ‚Bleib' bei mir!'"

„Ich weiß!" erwiderte er, „enden Sie! — Was geschah nach dem Tode des Kindes?"

„Nach dem Tode des Kindes schrieb Bernard, vermittelte mir die Arbeit, an der ich so viel verdiente. Er kam und fragte wieder: ‚Wollen Sie meine Frau werden?' Und heute — jetzt — habe ich ihm ein für allemal nein gesagt."

„Nach so vielen Beweisen uneigennütziger Liebe und Treue! Warum haben Sie das gethan?"

„Warum? Warum? . . . Das fragen Sie!"

„Und noch mehr! Warum diesen Undank ohnegleichen! diese eigensinnige Thorheit . . ."

„O —" schrie sie entsetzt auf, „haben Sie sich meiner angenommen? Haben Sie mir versprochen, mich nicht zu verlassen! Ja oder nein? — und sobald sich eine

Gelegenheit zeigt, mich loszuwerden, ist jede gut, und man muß sie ergreifen . . . O — warum? . . . Er fragt — warum?"

Robert vermochte weder ein beschwichtigendes Wort hervorzubringen, noch die Augen von ihr zu verwenden. Ihr Blick senkte sich immer tiefer, immer drohender in den seinen. Jetzt beugte sie sich näher zu ihm und sprach langsam: „Sie könnten also zugeben, daß ich einen braven Menschen mit mir betrüge?"

„Sie betrügen ihn nicht! Er kennt Ihr ganzes Leben, und liebt Sie dennoch und begehrt Sie dennoch zu seiner Frau . . . Er wird Sie achten und ehren . . ."

„Mich? . . . bin ich's denn wert? . . . Ich habe früher nicht danach gefragt. — Sie mit Ihren Apostelmienen und Ihrer Steifheit," sie lächelte wegwerfend, „verzeihen Sie — ich muß manchmal an den standhaften Bleisoldaten denken — der alte Doktor mit seinen Ermahnungen. Ihr habt mich gelehrt danach zu fragen! . . . Er wird mich achten und ehren, sagen Sie — was wissen Sie davon? Wenn er um meinetwillen Demütigungen erleiden muß, wird er mich dann auch noch achten und ehren? — Und ich — werde ich ihn achten und ehren, wenn er sie feig und stillschweigend erleidet? — Wir gehen zusammen über die Straße und begegnen dem Bildhauer, und der lacht dem Manne ins Gesicht, der mich geheiratet hat . . ."

„Dann wird der Mann den Buben züchtigen, sich aber den Besitz eines teueren und heißangestrebten Gutes nicht vergällen lassen durch den scheelen Blick der Gemeinheit.“ Robert sprang auf. „Sie sind kein gewöhnliches Weib — der Mann, der Sie redlich errungen hat und dem Sie Ihre Liebe geschenkt haben, darf zufrieden sein und getrost die Erbärmlichkeit, die ihm sein Glück anzweifelt — verachten!“

Sie zuckte zusammen, als er bei diesen Worten die Hand auf ihre Schulter legte, trat zurück und sprach mit eiskalter Bitterkeit: „Sogar Schmeicheleien! Die ersten, die ich von Ihnen höre, um mich einem Menschen in die Arme zu treiben, dem ich die Schande, die ich ihm brächte, nicht einmal mit meiner Liebe bezahlen könnte.“

„Arme Margarete!“ rief er aus, „Sie sind verzehrt von Sehnsucht nach Glück; das beste, das die Erde zu verschenken hat, die Neigung eines treuen Herzens, bietet sich Ihnen und fleht: nimm mich auf! — und statt sich an dieses Herz zu werfen, daran festzuhalten, wie an Ihrem Heil, stoßen Sie es von sich!“

„Weil ich ihn nicht liebe, ihn niemals lieben werde! Raten Sie mir dennoch ihn zu heiraten?“

„Wenn Sie ihn nicht lieben können — nein.“

Es war spät geworden; die Uhr an der Wand schlug zehn, Robert nahm rasch seinen Hut vom Tische,

rief Margareten einen Abſchiedsgruß zu und verließ das Zimmer. An der Treppe angelangt, hörte er die Wohnungsthür ſich öffnen und warf noch flüchtig im Hinuntereilen einen Blick zurück. Margarete ſtand auf der Schwelle und ihm war, als ſtrecke ſie mit einer Gebärde der Verzweiflung die Arme nach ihm aus.

VIII.

Priska hatte sich, nachdem Robert sie verlassen, behaglich in ihrem Boudoir eingerichtet und Befehl gegeben, jeden Besuch abzuweisen. Seit vielen Tagen war ihr keine Stunde der Ruhe zu teil geworden. Die Welt nimmt diejenigen, die ihre Kinder sein wollen oder sein müssen, nicht minder ausschließlich in Anspruch, als die Wissenschaft und die Kunst ihre Jünger. Und Hand in Hand mit den Ansprüchen der Gesellschaft gingen die der Familie, vor allem die der guten Mama, die das Leben einer Visitenameise führte, im Hause Priskas aus und ein flog und so viel Zeit brauchte, sich an dem Glück ihrer Tochter zu weiden, daß dieser fast keine übrig blieb, es zu genießen.

Aber wie müßte man beschaffen sein, um der guten Mama gegenüber etwas andres zu empfinden als Dankbarkeit! Wer verstand sich wie sie auf zarte Aufmerksamkeiten, wer wußte zu erfreuen, zu überraschen wie sie? . . . Wer hatte, an eben diesem Tage, in eben dieses Boudoir am frühen Morgen schon, ganz im geheimen den

prächtigen Korb bringen lassen, der das erste gewesen war, was Priska erblickte, als sie aus ihrem Schlafzimmer trat? Er glich einer riesigen Bonbonniere aus hellblauem Atlas, war auf das Reichste mit Spitzen und Schleifen geputzt und barg in seinem Inneren eine Fülle von wunderlieblichen Dingen. Kleine Hauben, wie aus Sommerfäden gewoben, Hemdchen spannlang, fein und weich — Priska hätte sie durch ihren Ring ziehen können — und Tragröcke, und Decken, und Berge von bunten Schleifen, und Schleier so duftig, als ob sie aus der Garderobe der Traumkinder Königin Mabs stammen würden.

Priska betrachtete den lieblichen Staat und sah ihn im Geiste schon in Benutzung genommen, sah ein rosiges Gesichtchen aus den Krausen der kleinen Hauben gucken, sie sah aus den Aermeln der Hemdchen winzige hilflose Hände sich strecken — und unwillkürlich faltete sie die ihren im Gefühl einer unaussprechlich wonnigen Andacht.

Der Eintritt eines Dieners weckte sie aus ihrem stillen Entzücken. Er trug einen Brief auf silberner Platte und hatte eine mündliche Botschaft von Gräfin Walsegg zu bestellen.

Die Frau Gräfin hatten plötzlich Migräne bekommen, sich zu Bette begeben und ließen Frau Gräfin Vohburg ersuchen, ihre Schwestern auf den Ball zu führen. Die

Comteſſen würden in einer Stunde da ſein, um die Frau Gräfin abzuholen.

Priska ſeufzte. „Ich werde bereit ſein.“ Sie griff nach dem Brief, den der Diener ihr präſentierte und rief dem ſich Entfernenden nach: „Ich laſſe Mama ſehr bedauern.“

Mechaniſch hatte ſie das Schreiben geöffnet. Eine fremde Schrift fiel ihr in die Augen; ſteif verſchnörkelt, den Druck nachahmend, jeder Buchſtabe mit ängſtlicher Sorgfalt gemalt — eine offenbar verſtellte Schrift. Unterzeichnet war das Blatt mit den Worten: „Ein unbekannter Freund“, und was dieſer „Freund“ mitzuteilen hatte, war eine Warnung vor der Gefahr, die dem ehelichen Glück Priskas drohte: ein ſogenanntes Glück, das eigentlich nur in ihrer Einbildung beſtanden; denn am Tage, an dem Robert ſie zum Altar geführt, hatte ein andres Weib ſein leidenſchaftliches Intereſſe gewonnen.

Priska las nicht weiter, ſie ballte das Papier zuſammen und ſchleuderte es haſtig in die Flammen des Kamins, die es verzehrten. Es war kaum geſchehen, als ſie es auch ſchon bereute. Sie hätte den Brief bewahren, ihn Robert zeigen ſollen ... Wozu? fragte ſie ſich dann wieder. Wenn der Verdacht, den ſeine rechtſchaffene Handlungsweiſe hervorruft, ihn auch nicht abhält, in ihr zu verharren, einen Widerwillen mußte er ihm doch erwecken, und den durfte Priska ihm erſparen. So hatte ſie denn

recht gethan, so war alles gut, so blieb nichts mehr übrig als die eigenen Gedanken im Zaume halten, ihnen verbieten zu der elenden Verleumdung zurückzukehren, die den treuesten und wahrsten Menschen zu schmähen wagte. O nicht nur elend, auch thöricht. Aber so ist die Welt! Sie läßt nichts schwerer gelten, als ein reines Motiv — viel eher jeden Unsinn, viel lieber jede Schlechtigkeit.

Ja, so ist die Welt, für die Priska sich jetzt schmücken läßt, in welcher ihr gewiß, sie zweifelt nicht daran, der Erbärmliche begegnen wird, der ihr den Glauben an ihr höchstes Gut, an die Liebe ihres Mannes zu rauben sucht.

„Vergeblich, meinen Glauben erschüttert man nicht," sagt sie sich immer wieder, während die Blumen in ihr Haar befestigt, die Schleifen an ihrem Kleide geordnet werden.

Als der Wagen schon angemeldet war, warf sie noch eilig einige Zeilen auf einen Zettel, den Robert bei der Rückkehr auf seinem Schreibtisch fand. Sie lauteten: „Ich muß fort, kann dich nicht erwarten. Gute Nacht. Ich darf wohl nicht hoffen, daß du uns nachkommst. Gute Nacht liebes Herz. Ach, wieviel schöner war es doch in Vohburg!"

Robert kämpfte mit sich, ob er ihren halb ausgesprochenen Wunsch erfüllen und ihr folgen solle. Aber der Anblick eines Pakets Briefe auf seiner Mappe, die längst beantwortet sein sollten, vielleicht auch eine leise in

ihm nachklingende Verstimmung entschieden; er setzte sich hin und begann zu schreiben.

So mochte ungefähr eine Stunde verflossen sein, als sich plötzlich im Vorgemache Steinaus Stimme vernehmen ließ. „Lassen Sie es gut sein, Hildebrand, ich melde mich schon selbst an," und der Freund trat mit den Worten ein: „Ich sehe im Vorüberfahren Licht an deinen Fenstern und komme herauf, um zu fragen: was heißt das? Warum bist du nicht auf dem Balle mit deiner Frau?"

„Ich habe zu thun."

„So?" — Steinau ließ sich in einem Fauteuil nieder, stützte den Arm auf dessen Lehne und sprach: „Wenn es Wichtiges ist, dann verzeih', denn ich beabsichtige, dich mit Unwichtigem zu unterbrechen: mit einem ganz kläglichen Klatsch. Sage mir einmal, kennst du einen gewissen Doktor Weiler?"

„Ein wenig, nnd zwar von unvorteilhafter Seite." Robert erzählte sein Erlebnis mit dem Arzte.

„Der Mann rächt sich," sprach Steinau. „Er scheint seine Dulcinea zu überwachen und von jedem Besuche zu wissen, den du bei ihr abstattest."

„Mag sein. Mir war es selbst einmal, als sähe ich ihn mir auflauern."

„Du stehst unter seiner Aufsicht, das ist gewiß, und dieser gemeine Mensch, der sich in die Gefühle eines barm-

herzigen Samariters nicht hineindenken kann, schreibt deinen Besuchen eine ganz andre Bedeutung zu, als sie vermutlich haben . . ."

Robert brauste auf, „vermutlich?"

„So kommt es, daß man sich in der Stadt erzählt, du habest bereits nach sechsmonatlicher Ehe eine Geliebte genommen."

„Erzählt man sich? und — in der Stadt? Wenn du dich wenigstens begnügtest zu sagen, daß der oder jener Müßiggänger es im Klub erzählt hat."

„Ich," fuhr Steinau ruhig fort, „zweifle nicht an deiner flügelweißen Unschuld, doch rate ich dir: setze die Holde nicht allzu harten Proben aus. Die betrübte Mutter, die du über den Tod ihres Kindes trösten willst, soll erstaunlich schön sein. Du hast sie unter romantischen Umständen kennen gelernt, und du bist ein Gefühlsmensch, ein Idealist. Deine Phantasie ist schon umstrickt, dein Gemüt ist schon gerührt, deine Sinne werden Feuer fangen. Nur noch kurze Zeit und das falsche Gerücht kann zur Wahrheit geworden sein."

„O Weisheit!" sprach Robert, „wie albern ist man doch zuweilen, wenn man nie etwas andres sein kann als klug! . . . Jenes unglückliche Geschöpf, das durch mich um die einzige Freude seines Lebens gekommen — ist in meinen Augen gar kein Weib . . ."

„Oho!"

„Ich sehe sie an, wie ein vom Schicksal mir anvertrautes Gut, wie ein Kind, dessen Ratlosigkeit und Verlassenheit zu mißbrauchen ein Frevel wäre ... Uebrigens liebe ich meine Frau," sagte er, die Stimme erhebend, da Steinau ihn unterbrechen wollte. „Wenige wissen, was das heißt: lieben, den wenigen aber, die es wissen, brauche ich nicht zu sagen: ich bin gefeit!"

„Du bist! du bist! — Er spricht immer nur von sich, der edle Wohlthäter — aber sie? Ist sie auch gefeit? ... Wenn ihr das Malheur passierte, sich in dich zu verlieben, was dann? Wo wächst das Kraut gegen dieses Uebel?"

„Mich lieben! das fällt ihr ein!" Robert lachte etwas gezwungen. — „Sie hat genug zu thun, mich nicht zu hassen ... O, wenn nicht ein gewisser Instinkt in ihr wäre, der sie nach dem Besseren zieht ... Wenn nicht in mir das Gefühl der Verpflichtung wäre ..."

Er stand auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Plötzlich blieb er vor seinem Freunde stehen: „Wäre ich ein freier Mann," sprach er, „diese Margarete mit all ihrer Schönheit, all ihrem unleugbaren Zauber — sie könnte mich vielleicht einen Augenblick berauschen — lieben könnte ich sie nie! Was sie mir einflößt, ist entweder ein bis zum Schmerz gesteigertes Mitleid, oder schaudernde Bewunderung, wie empörte Elemente sie erwecken."

„Wie?" versetzte Steinau — „eben verglichst du sie

mit einem Kinde und vergleichst sie jetzt mit den empörten Elementen?"

„Und beide Vergleiche treffen."

„Doppelte Verlockung also — das Kind zu lieben, und den Sturm zu bändigen . . ." Er streckte seine langen Beine aus, lehnte den Kopf zurück und warf, während er sprach, von Zeit zu Zeit einen scharfen Blick auf Robert. „Deine Zwecke sind edel, und dein Wille ist rein; dein zartes Gewissen zwingt dich, die Schuld des Zufalls auf dich zu nehmen, und zu sühnen, was du nicht verbrochen hast. Du glaubst deine Pflicht zu thun, gehst deinen geraden Weg und kümmerst dich nicht um die Vorurteile, denen du ins Gesicht schlägst, um die Mißgunst und Schadenfreude, die dein Fuß aus ihren Schlangennestern aufstöbert. Sie wimmeln herbei und trotz deines lauteren Bewußtseins verderben sie dir das Leben und gefährden dein Glück, und dieses ist denn doch mehr wert, als die ganze Margarete. — Mach ein Ende. Wirf ihr, um deinen Opferdurst zu löschen, ein reiches Jahrgeld aus; frage nicht, wie sie es verwendet und salviere dich. Thu's gleich. Das ist mein Rat. Und somit lebe wohl."

Robert war nachdenklich geworden. „Wohin gehst du?" sprach er.

„Auf den Ball, wo auch du sein solltest, und wo ich dein Nichterscheinen bei deiner Frau entschuldigen will."

Steinau verließ das Haus und stand bald nachher

im Ballsaale, einer Quadrille gegenüber, in welcher Priskas jüngere Schwester, Bertha Walsegg, höchst vorteilhaft figurierte. Er beobachtete sie mit einer Art huldvoller Bewunderung, und als ihr Blick dem seinen begegnete, errötete sie, offenbar ganz beseligt.

Als der Tanz beendet war, näherte sich Steinau und würdigte die junge Gräfin einiger Komplimente über ihre Toilette. Priska trat zu ihnen, ihre jüngste Schwester am Arme; die kleine Gesellschaft suchte einen unbesetzten Theetisch in einem der Nebensalons auf und nahm an demselben Platz. Man lachte und schwätzte; alle, auch Priska, waren sehr vergnügt. Freilich entging es Steinau nicht, daß die Munterkeit der letzteren etwas Erzwungenes hatte und daß eine leise, aber unablässig quälende Unruhe aus ihren sanften Augen sprach, die sich, so wacker die junge Frau es auch versuchte, nicht völlig verbergen ließ.

Die Pause dauerte nicht lange, bald rauschten die Klänge einer lustigen Polka vom Ballsaale herüber, zwei junge Herren kamen, um die Comtessen zum Tanze abzuholen, und Priska wollte ihren Schwestern folgen. Aber Steinau hielt sie zurück.

„Sie erfüllen Ihre Mutterpflichten gar zu gewissenhaft," sagte er, „bleiben Sie, und lassen Sie uns noch ein wenig plaudern. Wissen Sie woher ich komme?" fragte er, nachdem Priska ihren Fauteuil wieder eingenommen

hatte. „Aus dem Hotel Bohburg. Ich war bei Ihrem Herrn Gemahl.“

Sie stieß einen unwillkürlichen Ausruf der Freude aus: „Er ist zu Hause?“

Das überrascht sie, dachte Steinau. „Zu Hause,“ wiederholte er, „und sehr beschäftigt; er schrieb lauter Billetdoux an Supplikanten, scheint mir ... Er pflegt ja wohl jeden Bettelbrief eigenhändig zu erledigen?“

Priska antwortete nur mit einer ungeduldigen Bewegung des Kopfes, und Steinau rief: „Gestehen Sie, daß es ihm ähnlich sähe. Ein Menschenfreund wie er verschenkt nicht fünf Gulden, ohne dem Empfänger im Geiste die Hand zu drücken. Dafür hat man aber auch ein Bewußtsein, in dem sich's ruht wie in Eiderdunen! Wer weiß? Besser sein wollen als andre, ist am Ende nur ein höchst verfeinerter Epikureismus.“

Er war wieder in den spöttisch herablassenden Ton verfallen, den er immer annahm, wenn er mit Priska von ihrem Manne sprach, und der sie empörte.

Ihre Miene wurde sehr ernst: „Robert *will* nicht besser sein als andre, er *ist* es,“ versetzte sie rasch und mit großem Eifer. „Denken Sie doch nicht immer an Absicht und Berechnung. Er handelt, wie er kann; daß er zugleich handelt wie ein edler Mensch soll, dazu bedarf es keines Vorsatzes, darüber grübelt er nicht selbstgefällig nach.“

Steinau biß sich auf die Lippen. Im Klub hatte er seinen Freund gegen die Angriffe einiger Schwätzer in Schutz genommen. Es war mit der kaltblütigen Schlagfertigkeit geschehen, die ihm stets den Sieg über seine Standesgenossen sicherte, deren Blut zwar leicht in Wallung, deren Rede jedoch schwer in Fluß gerät. Anders erging es ihm gewöhnlich im Wortstreite mit Priska. Da verließ ihn seine Ruhe, da konnte er empfindsam sein wie ein altes Jüngferchen, da fühlte er sich gereizt und verletzt und begann sofort sich selbst zu verteidigen.

„Ja, ja," sprach er, „Robert besitzt einen großen Hang zur Mildthätigkeit und überläßt sich ihm ohne Widerstand. Darin liegt nichts Wunderbares, kaum etwas Verdienstliches; es ist Sache des Geschmacks. Der meine wäre es nicht, und trotzdem glaube ich ebensoviel wert zu sein als Ihr Mann."

„Lieber Steinau," erwiderte Priska, „dazu haben Sie wohl kaum ein Recht. Es heißt ja doch, daß wir erfahren, was an einer Handlungsweise ist, indem wir uns fragen: wenn sie allgemeine Anwendung fände, wäre das gut? Nun, wenn die meisten Menschen Ihrem Beispiele folgten, so bliebe die Welt wie sie ist. Wären hingegen viele Menschen großmütig und hilfreich wie Robert, so würde die Welt besser und das Leben leichter. Deshalb steht sein Thun über dem Ihren, und deshalb gehört sein Wesen, aus dem ein solches Thun entspringt, einer höheren

Ordnung an. Ihn lieben ist nicht nur ein Glück, es ist läuternde Seligkeit. Sie werden der Herr, vielleicht der Freund Ihrer Frau werden, für mich ist Robert" — Sie schwieg, aber ein Ausdruck von fast überirdischer Schönheit breitete sich über ihr Gesicht.

Steinau lächelte. „Heil Ihnen!" sagte er und begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen, sie nahm seinen Arm und ließ sich von ihm in den Ballsaal geleiten.

Zwei Stunden nach Mitternacht verließ Priska mit ihren Schwestern das Fest.

„Ist der Graf noch wach?" war ihre erste Frage, als sie zu Hause anlangte.

„Zu dienen, ja!" antwortete Hildebrand, eilte ihr voran und öffnete die Thür des Schreibzimmers.

Am Kamin, in dem ein helles Feuer brannte, dem Eingange den Rücken zugekehrt, saß Robert. Bevor er noch Zeit gehabt sich umzusehen, umfingen ihn zwei weiche, weiße Arme, eine zarte Wange legte sich auf seinen Kopf, und eine geliebte Stimme sprach: „Wo sind Ihre Gedanken, mein Herr? . . . Was bekümmert Sie?"

„Jetzt nichts mehr!" rief er und zog sie auf seinen Schoß, „ich bin ja der glücklichste Mensch, ich liebe dich und ich besitze dich!"

„Das ist eine Schmeichelei, aber keine Antwort; ich

will wiſſen — was beſchäftigte dich, als ich kam? Was iſt es? wie ſieht es aus? . . . Mit welchem Recht drängt es ſich in dein Leben, das — wie dir vielleicht nicht ganz unbekannt — mein Leben iſt?"

Er ſtreichelte ihr Haar, drückte ſie an ſich und — antwortete nicht.

Priska umſchlang ihn innig: „Was quält dich?" fragte ſie, „was erfüllt alle deine Gedanken?"

„Alle?" rief er, ſein freudig fragender Blick drang wie ein Sonnenſtrahl in ihre Bruſt.

„Nun — ſehr viele doch," ſagte ſie, „ſprich! antworte mir . . . du ſollſt kein Geheimnis vor mir haben . . . O — ein Geheimnis haben vor mir — wie kannſt du das nur ertragen?"

Abermals zögerte er mit ſeiner Antwort. Die Mahnung Steinaus: — Und ſie? iſt ſie auch gefeit? hatte in Robert fortgewirkt und ihn zur Erkenntnis geführt, daß ſein Umgang für die Unglückliche, welcher er Rettung bringen wollte, eine Gefahr geworden . . . O, guter Wille! ſtatt zu heilen, haſt du verwundet. Und — geſtand er ſich — bei deinem Mitleid, deinem Helfedrang welche Blindheit für fremdes Wohl und Weh, welch ein Mangel an Verſtändnis für ein dürſtendes, verlangendes Herz. Doppelt und zehnfach unrecht, wenn es dir gefehlt, weil dein eigenes Herz ſo reich erfüllt iſt. Es war nicht Reue allein, die ihn ergriffen hatte; auch eine unbeſtimmte

Angſt um ſein Glück, um den Seelenfrieden ſeines Weibes . . .

„Wenn du wüßteſt," rief er aus, „wie mir zu Mute iſt bei deinem Drängen und Forſchen! . . . Als ſäh' ich dich über einen Abgrund gebeugt, an dem ich dich vorüberführen möchte, ohne daß du ſeine Nähe ahnſt. Aber du haſt ihn entdeckt — ſtehſt am Rande und blickſt neugierig in die Tiefe . . . Wende dich ab . . . Glaube mir!"

„Um mich fürchteſt du? Und du ſelbſt — ſtehſt du ſo feſt?" ſprach ſie und blickte ihm angſtvoll und aufgeregt ins Antlitz.

„Mißtrauen, Priska? In meine Wahrhaftigkeit oder in meine Liebe?"

Ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt, ſie ſchüttelte den Kopf und verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

Er hielt ſie in den Armen wie ein Kind, und plötzlich kam er ſich ſelbſt kindiſch vor. Womit quälte er ſich und ſie? Mit einem Hirngeſpinſt, das nicht einmal das ſeine, ſondern das eines andern war.

„Ich bin thöricht — ängſtige dich umſonſt. Das ſoll nicht ſein," begann er wieder, und ſeine Stirn hatte ſich erheitert. „Ich will dir alles ſagen, du mein Liebſtes . . . Eine Gefahr iſt aber dabei!"

„Und welche?"

„Daß ich dir als ein eitler Geck erſcheine . . . Daß

du mich auslachst . . . Indes — gleichviel. Alles besser als ein Zweifel in deiner Seele, als ein Gedanke des Mißtrauens."

Da schlossen ihre Lippen seinen Mund, und seine Worte erstickten unter ihren Küssen.

„Ich dir mißtrauen? Was wär' ich, wenn ich nicht an dich glaubte! Nein, nein . . . Schweige! — verzeih! Beweise mir, daß du verzeihst, indem du schweigst! . . . Ich will nichts wissen, Robert — will nicht!"

Sie schmiegte sich an ihn, er drückte sie in seine Arme. „Versprich mir eines, Priska!"

„Und was?"

„Beim ersten, leisesten Zweifel, ja beim Schatten eines Zweifels, der jemals wieder in dir aufsteigt — wir sind über unsre Zweifel nicht Herr — beim ersten denn, kommst du und sagst: löse ihn! — versprichst du es? Ich bitte dich: Versprich's!"

„Ja — ja! . . . Geliebter . . . Geliebter —" wiederholte sie. Sie fand kein andres Wort.

IX.

Der Ball dauerte bis zum Morgengrauen, und Steinau war einer der letzten, die ihn verließen. Er trat zu Fuße den Weg nach seiner Wohnung an, um sich durch eine erfrischende Wanderung in den noch einsamen Straßen von den ausgestandenen Weltfreuden zu erholen, bevor er zur Ruhe ging.

Sorgsam in seinen langen Paletot eingeknöpft, die Hände in den Taschen, schritt er dahin, kühle Bräutigamsgedanken im Kopfe, ehrgeizige Diplomatengefühle in der Brust. Bertha Walsegg bildete den Mittelpunkt der ersten; die zweiten waren lebhaft erregt worden durch die endlich nahe gerückte Aussicht auf einen Posten, der Steinaus Ansprüchen genügte. Einmal im Besitze desselben, gedachte er der Welt zu beweisen, wie unrecht sie gehabt, ihm nicht längst einen Platz unter den Lenkern ihrer Geschicke einzuräumen. Die Wahl der Frau, die seine künftigen Ehren mit ihm teilen sollte, stand für ihn in diesem Augenblicke so ziemlich fest. Die Gewißheit, geliebt zu werden, war dabei, wenn auch nicht allzuschwer,

doch immerhin ins Gewicht gefallen. Bertha liebte ihn — er zweifelte nicht daran. Ihr Gesicht verklärte sich so freudig, wenn er kam; sie schien so glücklich über die Aufmerksamkeit, die er ihr erwies, sie fügte sich so geduldig in seine Launen, litt so schmerzlich, wenn er sie übersah, nahm die kleinen Neckereien, die er sich mit ihr erlaubte, so ernst! Und sie war schön, eine weit regelmäßigere Schönheit als Priska, und zeichnete sich durch eine stille Würde der Erscheinung und des Benehmens aus, die ihre Mutter gar oft zu dem enthusiastischen Ausrufe hinriß: „Meine Bertha imponiert und bezaubert. Sie ist die geborene Gesandtenfrau!“

Die letzten Worte hatte der Minister vor wenig Stunden wiederholt, sich dann mit bedeutsamem Lächeln zu Steinau gewendet und hinzugefügt: „Ihre Ernennung dürfte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Sind Sie bereit abzureisen? Sind Ihre Familienangelegenheiten besorgt?“

Ja, denn — es ist Zeit! Das Junggesellenleben hat ein Ende. Jetzt heißt es sich mit möglichster Grazie unter das Ehejoch bequemen, dachte Steinau, und behaglich vorwärts schreitend, trat er aus einer dunklen Straße auf den Platz, in dessen Mitte sich märchenhaft herrlich der Dom erhob. Wie steingewordene Sehnsucht schwang sich der Turm zum Himmel empor, hoch oben glänzte das goldene Kreuz auf seiner Spitze im Wiederschein der rot

aufgehenden Wintersonne, während die Dächer und das Schiff der Kathedrale noch im Schatten lagen.

Schon belebte sich die Stadt. Lohnfuhrwerke kamen angefahren und nahmen ihre Halteſtellen neben der Kirche ein, Scharen von Arbeitern gingen ihrem Tagewerk entgegen, Kaufleute, Beamte, Studenten ſchritten mehr oder minder eilig vorüber. Dienſtmädchen mit dem Einkaufkorb am Arme traten zu kurzem Gebete in das Haus Gottes. Im Portal einer geöffneten Seitenthür hockten drei alte Mütterchen, grau und verwittert wie das Geſtein, an dem ſie lehnten.

Zugleich mit Steinau näherte ſich dieſer Thür eine Frau, die ihm durch ihre edle Haltung auffiel, ſowie durch ihren leichten elaſtiſchen Gang, der auf vollendetes Ebenmaß der Geſtalt ſchließen ließ. Sie war dunkel und unſcheinbar, ſogar etwas nachläſſig gekleidet. Ein kleiner um den Hut geknüpfter Schleier bedeckte ihre Stirn und ihre Augen. Das reine Oval der Wangen und des Kinnes, die energiſch gemodelten Naſenflügel hatten einen warmen gelblichen Ton; der Mund war ein klein wenig geöffnet und ſeine blühenden, lebenatmenden Lippen ſchienen die kalte Luft in durſtigen Zügen einzuſaugen.

An der Kirchenthür hielt ſie ſtill. Die Greiſinnen erhoben bittend ihre Stimmen und ihre Hände zu ihr. Sie warf ihnen ein Almoſen zu; eines der Weiber ſtand auf und öffnete die Thür unter Segenswünſchen für die Wohl-

thäterin. Diese machte erst ein ablehnendes Zeichen und zögerte wie im Kampfe mit sich selbst. Aber nur einen Augenblick. Im nächsten schon hatte sie sich entschieden und war rasch in die Kirche getreten.

Steinau folgte ihr. An einem Seitenaltare wurde eine stille Messe gelesen. Die Unbekannte schloß sich den Betern nicht an, die der frommen Ceremonie beiwohnten, sie suchte einen Betstuhl im dunkelsten Winkel der Kirche auf, streifte den Schleier zurück, kreuzte die Arme über der Brust und verharrte eine Weile so in völliger Regungslosigkeit. Steinau stand hinter einem mächtigen Pfeiler ihr gegenüber und beobachtete sie unverwandt aus seinem Versteck. Doch hätte er nicht nötig gehabt, sich zu verbergen, um von ihr unbemerkt zu bleiben. Diese Augen, die im Feuer des Leidens und der Leidenschaft glühten, hatten für ihre Umgebung keinen Blick; sie sahen gewiß nicht einmal den Heiligen im Bogenfenster, auf das sie gerichtet waren. Allmählich milderte sich ihr harter Ausdruck, ein gepreßter Wehlaut drang zwischen den zuckenden Lippen hervor; die Frau kniete nieder und drückte das Gesicht in ihre auf das Betpult gelegten Hände. Ihre ganze Gestalt erbebte, wie durchrieselt von den Schauern eines Schmerzes, den Klagen nicht erlösen, der sich nicht satt weinen kann. So weint die Verzweiflung, die hoffnungslose Sehnsucht; so weinte das erste Weib an den Pforten des verlorenen Edens.

Dem stillen Zeugen ihres Jammers wurde es heiß und kalt, als sie plötzlich mit einer königlichen Gebärde stolzer Entschlossenheit das Haupt erhob und sich hoch aufrichtete. Sie trocknete ihre Thränen, zog den Schleier wieder über ihre Augen und verließ den Betstuhl. Ein Päckchen, das sie neben sich hingelegt, blieb darin vergessen liegen. Es war nachlässig mit einem Papierstreifen umhüllt, ein in Gold und Seide gesticktes Doppelwappen, wie dergleichen zu Ehren der Spenderin an Meßgewändern angebracht zu werden pflegt. Steinau steckte es zu sich und eilte der Fremden nach. Er erreichte sie auf dem Platze im Augenblick, in dem sie, ihres Verlustes inne geworden, sich anschickte, in die Kirche zurückzukehren.

Von weitem hielt Steinau ihr seinen Fund entgegen. Sie blieb stehen, sprach einige Worte des Dankes und streckte die Hand nach ihrem Eigentume aus.

Er zog die seine zurück.

„Nicht so rasch. Erst müssen Sie mir eine Frage beantworten: Ist diese Stickerei, die ich bewundere, Ihre eigene Arbeit?“

„Meine eigene, ja.“

„Eine bestellte?“ forschte er weiter.

„Auch wieder — ja.“ Ungeduld sprach aus ihrer Stimme, „eine längst bestellte, die ich abliefern muß. Geben Sie!“

„Und mein Finderlohn? . . . Sie halten mich für sehr uneigennützig —"

„Habe ich Ihnen nicht schon gedankt?"

Er überhörte diese Worte. „Mein Finderlohn," sagte er, „soll in der Erlaubnis bestehen, Ihnen diese Arbeit nachzutragen — bis dahin, wo sie abzuliefern ist."

„Das ist dort!" erwiderte sie trocken und deutete auf einen Laden mit Kirchenornamenten, von dem sie nur noch einige Schritte entfernt waren.

„Schade!" rief er. „Ich hätte Sie mit Vergnügen weiter begleitet."

Er sah sie gespannt von der Seite an. „Was bekomme ich jetzt zu hören?" dachte er, ein abweisendes oder ein ermutigendes Wort: keines von beiden wurde ihm zu teil. Sie veränderte ihre gleichgültige Miene nicht, nahm, am Ziele angelangt, ihr Päckchen in Empfang, grüßte zerstreut und obenhin und begab sich in den Kaufladen.

Steinau erwartete ihre Rückkehr unter dem nächsten Hausthor und folgte ihr dann aus einiger Entfernung. Sie schlug die Richtung nach der Vorstadt ein, in welcher, wie er durch Robert wußte, Margarete wohnte.

Sie ist's! Vohburgs Schützling, „die Löwin" des alten Hofrats, flog es ihm durch den Kopf. In eines der ersten Häuser der Hauptstraße bog sie ein, und Steinau pochte bald darauf bei Frau Therese an und fragte: „Wohnt nicht hier die Stickerin Margarete?"

„Ja freilich. Ist grad nach Haus gekommen," hieß es.

So hatte seine Vermutung sich bestätigt. Sie war's.

„Und die, behauptet Robert, ist in seinen Augen kein Weib? Ueber den Narren der Tugend!"

Er ging heim und legte sich zu Bette. Aber er fand keinen Schlaf. Vor seinen geschlossenen Augen schwebte eine wunderbar schöne Gestalt, eine tiefe, melodische Stimme schlug an sein Ohr . . . Ein dunkler Blick voll unergründlichen Schmerzes glitt über ihn hinweg: „Schwarzes Feuer!" murmelte er: „Vortrefflich! jetzt rede ich laut mit mir selbst — das ist Fieber. Habe mich erkältet. Wünschen wir uns eine gute Nacht und schlafen wir — beim Erwachen ist der Schnupfen da und ich bin kuriert."

Aber nun fiel sein Blick auf eine Stickerei, welche neben andern Gegenständen, die er von einer Reise im Orient mitgebracht, auf einer Etagere in der Nähe seines Bettes lag. Sie mochte einst die Decke eines Schmuckkästchens gewesen sein, der kostbare Besitz irgend einer persischen Prinzessin, einer „mit Oelen gesalbten" Königsbraut. Steinau hatte gar oft gewünscht, die an der Stickerei fehlenden Stücke ergänzen zu lassen, jedoch niemand die Ausführung dieser Arbeit zugetraut. Nun wußte er, in wessen Hände er sie legen wollte . . . Morgen schon — Morgen? warum nicht heute noch?

Der gefaßte Entschluß wirkte wunderbar wohlthätig

auf ihn ein, er wiegte ihn in ſanfte Ruhe. Morgen — heute . . . Seine ſchweren Augenlider ſanken.

O köſtlicher Schlummer — ſüßer Traum! . . . Er lag behaglich ausgeſtreckt im Schatten eines mächtigen Pfeilers. Orgeltöne rauſchten durch einen hochgewölbten Raum — ſind es wirklich Orgeltöne? das ſingt und gellt wie Flöten und Geigen! . . . das iſt übermütige Tanzmuſik . . . das ſind Walzerklänge . . . Durch die geöffneten Pforten ſtrömt eine bunte Menge herein, anmutige Paare ſchweben Hand in Hand vom Chore nieder und drehen ſich wirbelnd im Reigen . . . Blumenduft, Kerzenſchimmer, roſige Wangen . . . Ein Ball in der Kirche? laute Weltfreude im geweihten Haus? . . . Immer raſcher, immer fröhlicher fliegen die Tanzenden dahin . . .

Da — plötzlich tritt eine Frau mitten in das Gewühl, und ſein Glanz ſcheint erloſchen — ſie ſpricht, die Muſik verſtummt . . . farblos wird alles um ſie her . . . alles Licht iſt nur Schatten neben ihr. Sie ſchreitet langſam an dem Träumer vorüber, der erhebt ſich und folgt ihr durch lange Häuſerreihen ins Freie — über ſchneebedeckte Felder . . . Er folgt ihr und kann ſie nicht erreichen, doch ſieht er ſie, immer wieder taucht ſie vor ihm auf — jetzt nah, jetzt in kaum erkennbarer Ferne, und jetzt — iſt ſie verſchwunden. Er ſtürzt vorwärts — ruft — breitet verlangend die Arme aus . . . Da ſteht ſie an ſeiner Seite und wirft ſich ihm an die Bruſt . . .

Steinau war aus seinem anfangs traumgestörten Schlummer endlich in so tiefen Schlaf verfallen, daß ihn sein Kammerdiener am Nachmittag mit der Meldung wecken mußte, es sei gerade noch Zeit, sich zum Diner, bei dem der Herr Graf erwartet wurde, anzukleiden.

Abends besuchte Steinau die Damen Walsegg in ihrer Opernloge und machte die Entdeckung, daß Bertha eigentlich etwas geistlos aussehe. Darauf ging er in den Klub, traf dort Robert, forderte ihn zu einer Partie Ecarté auf, spielte und gewann, spielte wieder und verlor. Robert begleitete ihn nach Hause. Steinau war schon im Begriff, ihm von seiner Begegnung mit Margarete zu erzählen, und that es nicht. Er wollte heute nichts von seinen Heiratsgedanken verraten und that es doch.

„Du bist willkommen in unsrer Familie," sagte Robert.

„Nur Treue soll meine Frau nicht von mir verlangen!" rief der Diplomat plötzlich aus.

Robert lachte. „Gerade die wird sie verlangen, mein' ich."

Steinau schwieg, und sie schieden.

X.

Im Laufe des folgenden Vormittags ſchellte Steinau an der Wohnung der Näherin. Die alte Magd öffnete ihm und er war kaum in die Küche getreten, als auch ſchon die Thür des Zimmers aufging und Margarete auf der Schwelle erſchien. Beim Anblick des Beſuchers verfinſterte ſich ihr Geſicht und ſie fragte kurz: „Was wollen Sie?“

Ei, meine Schönſte, dachte er, wen erwarteten Sie? wem eilten Sie entgegen? Er verneigte ſich leicht, und antwortete in geſchäftsmäßigem Tone, daß er eine Beſtellung zu machen habe. Ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, ſchritt er in das Zimmer: „Sehen Sie einmal dieſes Altertum an, was ſagen Sie dazu? Es ſtammt aus fernen Zeiten, aus entlegenen Landen.“

Damit hatte er die Stickerei aus der Taſche hervorgezogen und ſie auf dem Tiſche ausgebreitet.

„Das iſt ſchön!“ rief Margarete.

„Aber leider nur Stückwerk. Ich habe die Meiſterin bisher vergeblich geſucht, die es verſtände, wieder ein

Ganzes daraus zu machen. Eine schwere Aufgabe, nicht wahr?"

„Eine schwere, aber eine verlockende," wiederholte sie, ganz versunken in die Betrachtung der Stickerei. „Die kleinen Vöglein auf den goldenen Zweigen sind ja lebendig, werden gleich anfangen zu zwitschern. Und diese Blumen! Die blaue Lilie hier in der Mitte, die ist zuerst dagewesen — alles übrige wurde nur hinzugethan zu ihrem Dienst und Schmuck. Es ist der Hofstaat der Königin . . . Dergleichen," sprach sie stolz — „könnte heutzutage niemand mehr machen. Ich aber kann's!"

Steinaus Blick hatte sich auf ihre Hand gesenkt, die auf dem farblosen Sammet ruhte. Eine wunderbare Hand! Nicht allzu klein, nicht allzu schmal — kräftig und edel, mit feinen Gelenken, mit schlanken Fingern und rosigen, mandelförmigen Nägeln. Plötzlich beugte sich Steinau nieder und berührte sie rasch mit seinen Lippen.

Margarete trat unwillig zurück. „Sind Sie verrückt?"

„Wohl möglich," erwiderte er, „oder vielmehr — nein! verrückt wäre ich, wenn ich eine so gute Gelegenheit versäumte, die schönste, die seelenvollste Hand zu küssen."

Margarete zuckte ungeduldig die Achseln. „Weshalb sind Sie gekommen? — Wegen dieser Arbeit soll ich glauben. Ihre Bestellung ist gemacht; ich übernehme sie. Nun sind wir fertig."

„Ganz recht," sagte er, „und ich habe die Ehre, mich Ihnen in aller Unterthänigkeit zu empfehlen. Nur eine Frage noch! Sie haben die Arbeit gnädigst angenommen — wann werden Sie geruhen, dieselbe zu vollenden?"

„Das wollen Sie heute schon wissen?"

„Ich will — das heißt: ich wünsche — wünschte, beiläufig nur."

„Wenn Ihnen das genügt, nun dann: vielleicht schon in acht Tagen, vielleicht noch nicht in acht Monaten."

Hexe! dachte Steinau, wie sie spricht, wie sie dasteht! majestätisch wie eine Göttin und verlockend wie ein gefallener Engel . . . Soll man vor ihr auf die Knie stürzen oder sie in seine Arme reißen? Zu beidem ist die Versuchung groß . . . Wüßte man nur, wie es mit ihrem Herzen steht? . . .

„Ich muß doch," sprach er immer in derselben ironisch scherzenden Weise, „um eine nähere Bestimmung des Ablieferungstermines bitten. Die Arbeit ist zu einem Geschenke für die Frau meines Freundes, des Grafen Vohburg bestimmt, und . . ."

Margarete erbebte und schoß unter den halbgesenkten Wimpern einen Blick nach ihm, leuchtend wie ein Blitz. Die lauernde Neugier, mit der Steinau sie beobachtete, entging ihr nicht.

„Ich lasse mich nicht drängen," sprach sie, „und Sie haben Eile. Wenden Sie sich an jemand andern."

„An jemand andern!“ rief er. „Und eben ſagten Sie, niemand könne es machen außer Ihnen?“

„Nun — auch ich kann es nicht machen.“

„Sie täuſchten ſich? es iſt Ihnen doch zu ſchwer?“

„Ich kann nicht, weil ich nicht will ... weil ich meine Augen nicht anſtrengen will — an denen ich manchmal leide ...“

„Kein Wunder,“ ſagte er — „wenn man ſo viel weint ...“

„Ich weine? das iſt etwas Neues? Woher haben Sie das?“

„Zufällig ſah ich es ſelbſt geſtern in der Kirche. O welch ein Verbrechen zu weinen mit ſolchen Augen. Mit ſolchen Augen hat man, wenn man will, die Herrſchaft der Welt!“

Sie maß ihn, während er ſprach, vom Wirbel bis zur Sohle; ſeinen Worten ſchien ſie keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, um ſo mehr aber ihm ſelbſt. Forſchend, durchdringend ruhte ihr Blick auf ihm, und ſie ſprach langſam: „Ein Freund des Grafen Vohburg? — der Gräfin, wollten Sie vielleicht ſagen — — ein Freund der Gräfin Vohburg ... nicht auch zugleich — ihr Spion?“

„Hoho, meine Schönſte!“ rief Steinau entrüſtet — „wägen Sie ein wenig Ihre Worte!“

Der Ton ihrer Stimme war weniger wegwerfend, als ſie jetzt ſagte: „Ich kenne Sie nicht.“

„Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Steinau, beschäftige mich berufsmäßig mit der Förderung der Wohlfahrt meines Vaterlandes und trachte dabei, meine eigene nicht zu vergessen. Ich habe Sie gestern gesehen, bin Ihnen in respektvoller Entfernung bis an Ihr Hausthor gefolgt, habe von Ihnen geträumt — gewöhnlich träume ich nicht — befinde mich überhaupt, seitdem ich Ihnen begegnet bin, in einer mir ganz neuen Gemütsverfassung und das Neue zu studieren — mag es nun in mir vorgehen oder mir von außen zufliegen — ist meine Marotte. Mein Besuch also wird allerdings durch eine Mission veranlaßt, allein durch eine innere, selbsterteilte. Ich bin mein eigener Bevollmächtigter."

„Wahr? — Sie sind nicht zu mir geschickt worden?"

„Nein. Wie kommen Sie nur darauf?"

„Mich dünkt, das läge eben nicht fern . . . Ist es unmöglich," fragte sie nach kurzer Ueberlegung, „auf mich eifersüchtig zu sein?"

Er sah sie fest und ruhig an: „Die Gräfin Vohburg ist nicht eifersüchtig," sagte er.

Margaretens Wangen überzogen sich mit einer plötzlichen Röte: „So liebt sie ihn . . . ihren Mann nicht!"

„Lassen wir — ich bitte, diese Dame aus dem Spiele. Wir wollen ihrer nicht mehr gedenken als eines seligen Geistes. Diese Vohburgs überhaupt — was haben wir mit ihnen gemein? was kümmern sie uns? Es sind keine

Menschen, es sind Engel. Im Himmel — Gegenstand des Wohlgefallens, auf Erden — Kinderspott ... Kein Wunder, daß sie dem Himmel die Erde opfern und das Leben der Ewigkeit. Ich habe für derlei kein Verständnis, ich bin ein Weltkind. Mir ist — besonders in solcher Nähe" — er verneigte sich mit einer huldigenden Gebärde — „unser vielgeschmähter Stern schön genug."

Damit ließ er sich auf einen Stuhl nieder und begann zu plaudern. Der geistvolle Steinau, dem man nachsagte, daß er nur im gewähltesten Kreise, vor dem auserlesensten Publikum die Quellen seiner Laune sprudeln ließ, bot seine ganze, reiche Unterhaltungsgabe auf, um die arme Näherin zu fesseln. Es gelang ihm. Sein glänzender Witz, seine lustigen Einfälle, seine kühnen Paradoxen fanden bei Margarete lebhaften Anklang, entgegenkommendes Verständnis und schlagfertige Erwiderung. Er war entzückt von einem Verstande, der den seinen so sehr zu würdigen wußte und erbat beim Abschied die Erlaubnis, bald wiederkommen zu dürfen.

„Ich muß nachsehen, ob die Arbeit fortschreitet, die Sie für mich machen," sagte er, „für mich — ich schwör's, ich würde mich nicht um die ganze Welt davon trennen!"

XI.

Ungefähr eine Woche nach dem ersten Besuche Steinaus bei Margarete kam Hofrat Keller in sehr übler Laune zu Robert. Er wies den Lehnstuhl zurück, den dieser ihm bot.

„Keine Zeit, lieber Freund! keine Zeit ... komme nur, weil mein Weg mich eben hier vorbeigeführt, Sie in Eile fragen: werden Sie sich nicht einmal wieder bei meiner Löwin blicken lassen? Thun Sie es doch ... Ich glaube, es wäre gut, indem ... weil nämlich ... Sie verstehen mich ... und dann — was ich sagen wollte, denken Sie! Wen treffe ich jetzt alle Augenblicke bei ihr? — den Grafen Steinau!"

„Steinau? Steinau besucht sie?"

„Nicht seltener als täglich — leider."

„Wie ist sie mit ihm bekannt geworden?"

„Das habe ich auch gefragt: ‚Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?' — ‚Auf sehr einfache Art' — hat sie geantwortet. ‚Ich bin keine große Dame, der man sich erst vorstellen lassen muß durch eine hochachtbare Per-

sönlichkeit. Ich bin eine Arbeiterin. Der erste beste der eine Bestellung zu machen hat, genießt Zutritt in meiner Dachstube.'"

„Eine Bestellung! — natürlich nur ein Vorwand ... Sieht sie denn das nicht? ..."

„Freilich sieht sie es! Was sieht die nicht! ... Aber der Vorwand ist ihr recht, sie läßt ihn gelten. Ich habe sie gewarnt ... bis jetzt — umsonst. ‚Er unterhält mich, dieser Graf; er hat eine böse Zunge, ist lustig und gescheit. Der erweist mir einen großen Dienst, der meiner bleiernen Zeit Flügel gibt!' das ist ihre Antwort, sehen Sie! ... Und ich möchte Sie doch ersuchen ..."

„Was soll ich thun, lieber Doktor?"

„Ich habe zwar großen Einfluß auf diese merkwürdige Person," sprach der Hofrat, legte beide Hände auf den Rücken und senkte nachdenklich den Kopf — „sie hält zwar sehr viel auf mich — es ist nicht nötig, daß mich ein andrer bei ihr in Ansehen bringt, aber eine kleine Unterstützung würde gerade nicht schaden ... es würde nicht schaden, wenn jemand ihr sagen wollte: der alte Keller, der meint es gut! Ihr das einzuschärfen, wäre Ihre Sache, lieber Freund!" sprach der Hofrat lauter und etwas gereizt durch Roberts Schweigen. „Mir diese Person so ganz und gar zu überlassen und zu denken: sieh wie du mit ihr fertig wirst — geht doch

nicht an. Vergessen Sie nicht, wer mir, dem Arzte, der sich in der Welt für nichts interessiert, als für Kranke, diese gesunde Patientin aufgehalst hat!"

Robert gab eine ausweichende Antwort. Abends traf er Steinau im Klub, sie begegneten einander kühl, führten ein mattes Gespräch. Im Laufe desselben warf Robert die Frage hin: „Kennst du die Person, vor der du mich jüngst gewarnt?"

Steinau zündete eine winzige Laferme an der Kerze an, blies kaum sichtbare kleine Rauchwölkchen in die Luft und sprach: „Ja, Teuerster. Ich habe sie seither kennen gelernt. Ich warf mich — aus freundschaftlicher Fürsorge — zwischen dich und die Gefahr. Bin ich nicht der edelste Mensch?"

Er lachte, drehte sich auf dem Absatze herum und begab sich an einen Spieltisch.

Wieder verfloß einige Zeit. Der Hofrat hatte nichts mehr von sich hören lassen, seine Aufforderung nicht wiederholt.

An einem milden, stillen Märztage kamen Robert und Priska vom Spaziergange zurück; sie gingen Arm in Arm, liebevoll neigte er sich zu ihr: „War die Wanderung nicht zu weit? bist du nicht müde geworden?"

„Nicht im geringsten!" erwiderte sie. „In Bohburg gedenke ich noch ganz andre Ausflüge zu unternehmen, bevor ihr mich einsperrt auf lange Zeit. Wann reisen

wir ab? Ich ſehne mich nach Vohburg — du kannſt dir nicht vorſtellen, wie ſehr! . . . und wenn ich denke, wer dort das Licht der Welt zum erſtenmal erblicken ſoll in dem lieben alten trauten Neſte . . . da überläuft mich's vor Schrecken und Wonne . . ."

„Vor Schrecken?"

„Kann man ſolche Freude erleben — überleben?"

„Es gibt Beiſpiele —"

Sie lachte — es war etwas in ihrem Lachen, das an den Geſang der Lerche mahnte, an das Hüpfen der klaren Welle über ſchimmerndes Geſtein.

Er legte ſeine Hand auf die ihre und ſah ihr ins Geſicht glückerfüllt, zärtlich — ehrfurchtsvoll . . .

Plötzlich zuckte ſie zuſammen und preßte ſich erbleichend an ihn.

Mit dem Rücken an das Haus gelehnt, an dem ſie eben vorbeikamen, ſtand ein Weib und ſtarrte die beiden mit großen Augen an, in denen eine Welt von Verzweiflung lag. Ihre Züge waren verzerrt, auf ihren halbgeöffneten Lippen ſchien ein Fluch zu ſchweben . . . Robert warf einen kurzen Blick auf ſie und beſchleunigte ſeine Schritte. Die kleine Hand, die auf ſeinem Arme lag, zitterte, der roſige Mund, der eben ſo lieblich geſprochen, öffnete ſich erſt wieder, als ſie zu Hauſe angelangt waren, zu den Worten: „Kennſt du dieſes Weib?"

„Es iſt Margarete," antwortete Robert.

„O mein Gott!“ rief Priska aus. „Ihr Kind tot, und ſie ſieht mich . . . die Unglückſelige!“

Zur ſelben Zeit ging Steinau in der Straße vor Margaretens Wohnung auf und nieder. Er war oben geweſen und hatte die Magd allein und in Sorge über das lange Ausbleiben ihrer Herrin getroffen. „Sogar wenn ſie auf den Friedhof hinausgeht,“ meinte die Alte, „kommt ſie ſonſt um Mittag zurück.“

Nachdem Steinau eine Stunde lang oben im Zimmer gewartet hatte, ging er hinab und ſchlich nun, nach allen Seiten ausſpähend, um das Haus herum. Er ſpottete dabei weiblich über ſich ſelbſt und über die Ungeduld, die in ihm prickelte. Es ärgerte ihn, ſich geſtehen zu müſſen, daß er ſich jetzt vollkommen glücklich fühlen würde, wenn er ſie nur erblicken könnte, wenn er ſie nur des Weges kommen ſähe.

„Warten Sie auf mich?“ fragte plötzlich ihre Stimme dicht hinter ihm; er wandte ſich und ſah ſie daſtehen mit ganz verſtörter Miene, ſie war totenbleich.

„Was iſt Ihnen begegnet?“ rief er.

„Warten Sie auf mich?“ wiederholte Margarete.

„Ja, ja!“

„Dann kommen Sie.“

Sie trat in das Haus und eilte die Treppe hinan, er folgte langſamer. Als er ihr in die Stube nachkam, ſtand ſie neben dem Bette, auf das ſie Hut und Mantille

geworfen hatte, und war damit beschäftigt, ihre Handschuhe hastig aufzuknöpfen.

„Uff!“ seufzte Steinau und warf sich auf einen Sessel, „pflegen Sie Ihre vier Treppen stets in diesem Tempo zu nehmen?“

Margarete trat vor den Spiegel, der vorgeneigt am Pfeiler zwischen den Fenstern hing, und sah hinein.

„Es ist wahr,“ sagte sie, „man kann vor mir erschrecken.“

Ein wildes Lächeln verzog ihre Lippen; sie begann vor dem Spiegel auf und ab zu schreiten und warf von Zeit einen Blick auf ihr Ebenbild.

Steinau folgte jeder ihrer Bewegungen mit stillem Entzücken. Wann gefiel sie ihm besser, in den Augenblicken der Ruhe oder in denen der Leidenschaft?

„Ich bin jetzt,“ sprach sie, „diesem Grafen Vohburg begegnet; er führte seine Frau am Arme. Sie ist nicht schön.“

„Schön? Nein — aber bezaubernd. Eine anmutige kleine Frau, verständig, gut, sanft, selbstlos . . .“

Margarete fuhr auf: „Selbstlos? Was heißt das, selbstlos? Das muß ein erbärmlich schwaches Selbst sein, von dem man im stande ist, sich loszumachen!“

„Es kommt darauf an — vielleicht auch ein starkes Selbst, das aber ein stärkerer Wille unterwarf . . . Vielleicht ein stolzes Selbst, das aber demütig geworden ist durch die Liebe zu . . .“

237512

„Liebe!“ fiel ſie ihm heftig ins Wort. „Liebe, Liebe! Was erzählten Sie mir denn jüngſt von Heiligen, die nur an den Himmel denken und irdiſche Seligkeit verſchmähen? Dieſe Menſchen lieben und ſind glücklich in ihrer menſchlichen Liebe ... Dieſer Mann betet ja ſeine Frau an und iſt glücklich ... O,“ brach ſie plötzlich aus, „wie kann man glücklich ſein, wenn man ein Menſchenleben auf dem Gewiſſen hat!“

„Erlauben Sie mir!“ rief Steinau — „mit dieſem Menſchenleben — das iſt Ihre fixe Idee! Warum rechnen Sie dem guten Bohburg,“ er lächelte wegwerfend, „als Schuld an, was ein unglücklicher Zufall war, und warum gerade ihm? — warum nicht mir, der neben ihm im Wagen ſaß, warum nicht dem Kutſcher, der die Pferde lenkte, warum nicht ...“

„Das Menſchenleben,“ ſprach ſie dumpf, ſchloß die Augen und glitt langſam mit der Hand über ihr Geſicht — „das er auf dem Gewiſſen hat, iſt nicht das des armen Kindes.“

Steinau blickte ſie feſt und boshaft an, Eiferſucht und Grimm kämpften in ſeiner Bruſt.

„Margarete, er kann wirklich nichts dafür, daß Sie ſich in ihn vernarrt haben,“ ſprach er giftig und nachdrücklich.

„Vernarrt?“ ſtieß ſie hervor mit einem Schrei der Wut.

„Wenn ich Ihnen Unrecht thue, ſo beweiſen Sie's ...

Kommen Sie, Margarete, kommen Sie zu mir. Es ist ein Wahnsinn von Ihnen, diesen Mann zu lieben, denn niemals wird er Ihr Gefühl erwidern. Trachten Sie damit fertig zu werden und — statt Ihr Herz an einen Menschen zu hängen, der es nicht zu schätzen weiß, schenken Sie es einem, der nach diesem Besitze lechzt und brennt. Derjenige, den ich meine, war sein ganzes Leben hindurch vernünftig, bedächtig, ein Ausbund von Klugheit. Nun sehen Sie! er ist bereit, jede Thorheit zu begehen, um Ihnen zum Siege über die Ihrige zu verhelfen."

Er schlang den Arm um sie und sah mit blitzenden Augen zu ihr empor.

„Was willst du? Befiehl — ich bin dein Knecht. Willst du hier in unsrer kleinen großen Stadt durch Glanz und Pracht alle Frauen überstrahlen und alle Männer durch deine Schönheit entzücken; Feste geben und Feste durch deine Gegenwart verherrlichen? Willst du hier der Mittelpunkt aller Bewunderung, aller Mißgunst, alles Neides sein ... Willst du fort — über die Berge? übers Meer? Willst du dich überzeugen, ob die Sonne der Tropen heißer brennt als das Feuer, das in deinem Herzen lodert, oder willst du tanzen auf dem Opernball in Paris? ... Die Welt ist schön, du kennst sie nicht, sie steht dir offen — ich rate dir: tritt ein!"

„Mit Ihnen?" fragte sie.

„Mit mir! Hand in Hand mit mir! Ich will dein Führer sein, folge mir getrost, du sollst es nicht bereuen, sollst nicht darben, nicht klagen über Mangel an Freuden. Schönste! Geliebteste! Was die Zukunft bringt, weiß ich nicht, aber meine Gegenwart ist dein — und mein Ehrgeiz ... Nun, vielleicht ergreift er mich einmal wieder — man muß nichts verschwören — jetzt bin ich seiner Herr geworden und werfe ihn dir zu Füßen."

Sie legte beide Hände auf seine Schultern und senkte nachdenklich den Kopf.

„So viel Macht habe ich?" sagte sie.

„Die Macht, Seligkeit zu verschenken — die höchste, die es gibt. Uebe sie aus so lange du sie hast. Jeder Tag, mein Kind, ist ein Dieb an deinem Reichtum."

Margarete lauschte — aber nicht mehr seinen Worten, sie lauschte dem Klange einer Stimme, die sich im Vorgemache erhoben hatte, die ihren Namen nannte und jetzt lauter den Steinaus.

„Hören Sie! ..."

Hochatmend, pochenden Herzens trat sie einige Schritte zurück und wandte in tiefer Verwirrung den Blick von der Thür ab, die sich in dem Augenblick öffnete, um Robert einzulassen.

Dieser ging auf Steinau zu.

„Du haſt befohlen," ſprach er erregt, „jeden Beſuch abzuweiſen?"

Steinau ſtreichelte langſam und behaglich ſeinen Bart und antwortete mit unendlichem Spotte: „Erſtens — habe ich hier nichts zu befehlen, zweitens: biſt du immer willkommen. Nicht wahr, Fräulein Margarete, Sie geſtatten mir, es in Ihrem Namen zu verſichern: er iſt immer willkommen, der Herr Vormund, der Herr Mentor ... beſonders, wenn er wie jetzt — man ſieht's ihm an — eine Vorleſung in petto hat, die ſogleich abgehalten werden ſoll, machen Sie ſich darauf gefaßt ... Sie wird gewiß ſehr lehrreich ſein. Wie leid thut es mir, ſie nicht mit anhören zu können! Aber — eine Verabredung — Geſchäfte —" Er erhob ſich, griff nach ſeinem Hute — und verließ mit gleichgültiger Miene das Zimmer, nachdem er ſich vor Margarete tief und förmlich verneigt und Robert zugenickt hatte.

Die beiden ſtanden einander lange ſchweigend gegenüber. Sie ſchienen diesmal die Rollen gewechſelt zu haben. Sie war ruhig; in ihm vollzog ſich ein ſchwerer Kampf; er rang nach Herrſchaft über den Zorn, der ihn bewegte und ſich ſteigerte bei jedem Blick, den er auf ſie warf.

Margarete erhob die geſenkten Augen nicht; endlich begann ſie zögernd und leiſe: „Sie kommen alſo doch noch einmal zu mir ..."

„Um Sie zu fragen —“ brach er aus, „was führte Sie heute in die Nähe meines Hauſes?“

„Iſt es verboten,“ entgegnete ſie mit einer gewiſſen Schadenfreude an ſeiner Heftigkeit, „an Ihrem Hauſe vorbeizugehen? . . . Wenn Sie mir dort zufällig begegneten . . .“

Er fiel ihr ins Wort: „Es war kein zufälliges Begegnen! Ich weiß, Sie haben nach mir gefragt, auf mich gewartet, und ich . . .“

Margarete erhob abwehrend die Hände: „Genug — genug — es ſoll nicht mehr geſchehen . . .“

Halb und halb entwaffnet durch ihre unerwartete Fügſamkeit rief er: „So ſei es! Wir wollen einander aus dem Wege gehen.“

Sie hatte den Nacken ein wenig geneigt, den Hals vorgeſtreckt und ſah Robert über den Tiſch hinweg ſtarr und durchbohrend an: „Ah — darum handelt ſich's? . . . Aus dem Wege ſoll ich Ihnen? Ich bin Ihnen unbequem — ſchieben Sie mich fort. Warum nicht? Sie haben ja keine Verpflichtung gegen mich.“

„Wenigſtens keine, auf welche ſich Rechte gründen laſſen.“

„Und Sie haben ſich dennoch meiner angenommen, ſo eifrig und unabläſſig? . . . Aus lauter Großmut alſo, lauter Güte . . . Freilich hat ſie mich elend gemacht, Ihre Güte . . .“

Er biß sich auf die Lippen und schwieg, während sie mit immer schneidenderem Vorwurf sprach: „Wissen Sie, was Sie gethan haben? — Sie haben mir die Augen geöffnet und vergessen, daß mein Heil in meiner Blindheit lag. Was seh' ich denn mit meinen sehenden Augen? ... O, hätten Sie sich doch nie um mich bekümmert, nie den Fuß hierher gesetzt!"

Robert wußte ihr nichts andres zu erwidern als: „Nun — ich bin zum letztenmal da. Von heut' an werd' ich Sie meiden — meiden Sie mich."

„Nicht nur meiden!" sprach sie, über und über erglühend. „Wir kennen uns nicht mehr. Stellen Sie aber auch Ihre Wohlthaten ein. Ich bedarf ihrer in Zukunft nicht, ich werde so reich sein, als ich sein will."

„Und so schlecht, als ich sein kann!" brach er in heller Entrüstung aus. „Sagen Sie es doch! es schwebt Ihnen ja auf der Zunge, Sie lieben es, damit zu drohen."

„Nur zu drohen?"

„O, ich halte Sie für sehr fähig, Ihre Drohung zu erfüllen."

„Noch ein Fortschritt in Ihrer guten Meinung."

„Und — es wird mir leid thun, aber ich kann Sie nicht daran hindern."

Sie stieß ein langgedehntes, spöttisches „So?" hervor. „Es wird Ihnen leid thun? — das ist freilich schlimm, aber auch ich muß gestehen — ich kann's nicht hindern.

Ich kann nicht, um Ihnen ein vorübergehendes Leid zu ersparen, das Dasein einer Eingemauerten führen. Ich kann dieses öde, freudlose Leben nicht ertragen, damit Ihr Glück, das einzig und unermeßlich ist, auch nicht durch den leisesten Vorwurf getrübt werde."

Erwartungsvoll blickte sie ihn an und suchte auf seinem Gesichte die Spuren des Eindrucks zu lesen, den ihre Worte hervorgebracht. Aber nicht mit erhöhtem Zorn, wie sie halb gehofft und halb gefürchtet, nur verächtlich blickte er auf sie nieder und erwiderte: „Wie Sie wollen."

Damit stand er auf und schritt dem Ausgang zu.

„Halt!" rief sie, „halt! nur noch eine Frage."

Robert blieb stehen, und sie sprach: „Ich möchte wissen, ob ich Ihnen nur einmal etwas andres gewesen bin, als ein verkörpertes Unglück, an dem Ihre Barmherzigkeit sich zu üben verlangte? ... Ob ich Ihnen einen Augenblick etwas durch mich selbst gewesen bin — etwas, das nur ich Ihnen sein konnte — ich, Margarete!"

„Nein!" wollte er ihr antworten, empört über die Entschiedenheit, mit der sie sich vermaß, einen persönlichen Anspruch auf ihn zu erheben. Aber noch hielt er an sich, unterdrückte das Wort und — erschrak, als sie selbst es aussprach: „Nein ... Nein also!"

„Sie brauchen nichts mehr zu sagen," fuhr sie nach kurzer Pause in flammender Erregung fort. „Sie brauchen den Mund nicht zu öffnen, denn Ihre Augen

ſchreien! . . . Ich bin Ihnen nichts geweſen — nichts . . . Sie haben mir mit vollen Händen gegeben, aber was war das? was half mir das? . . . Was gibt man denn, wenn man nichts gibt von ſeinem Selbſt?"

„Welches Anrecht glauben Sie zu haben? Sie ſind toll!" rief er, und der ganze Widerwille, den der Ausbruch einer Leidenſchaft, die er nicht teilte, ihm einflößte, kam in dem Ton dieſer Worte und in der wegwerfenden Gebärde zum Vorſchein, mit der er ſie begleitete.

„Toll? o nein! . . . ganz bei Verſtand, ganz klar. Ich ſehe, wie die Sachen ſtehen. Sie werden mich jetzt verlaſſen und aufatmen und mich vergeſſen. Ich bin nur wie ein Schatten an Ihnen vorbeigeglitten — Ich! — mit dieſen Höllenqualen in der Bruſt nur — wie ein Schatten! . . ."

„Sie könnten ſich nichts Beſſeres wünſchen!" entgegnete er mit kalter, mit gewollter Grauſamkeit.

Margarete ſtand noch immer neben dem Tiſch, auf dem ihre Werkzeuge lagen. Unter dieſen befand ſich ein ſcharf geſchliffenes Meſſerchen. Das ergriff ſie und behielt es in der Hand.

„Der Meinung bin ich nicht!" lachte ſie mit übermütigem Hohne. „Die meine iſt: gleichviel *wie* Sie an mich denken — an mich denken ſollen Sie!"

Robert zuckte die Achſeln und ſchritt auf die Thür zu.

Im selben Augenblick vernahm er einen Schrei und fühlte zugleich einen stechenden Schmerz an seinem Halse.

„Schlange! . . .“ rief er, wandte sich um und schleuderte die Sinnlose zu Boden, die statt zurückzuweichen nach ihrer tollen That ihre Arme um ihn geworfen und ihre Lippen auf seine Wunde gepreßt hatte. Lautlos stürzte sie nieder. Robert suchte ihr das Messer zu entwinden, das sie krampfhaft umklammert hielt. Nach kurzem Ringen drückte sie es ihm plötzlich selbst in die Hand.

„Stoß zu! — ich will sterben! Mach ein Ende!“

„Besorgen Sie das selbst!“ war seine Antwort.

Er warf das Messer neben sie hin, zog sein Tuch aus der Tasche und suchte damit das an seinem Hals herabrinnende Blut zu stillen.

Margarete blickte zu ihm empor, und der Ausdruck der Verzweiflung in ihrem Gesicht wich dem einer peinlichen Angst.

„Es ist nichts — ein Riß in der Haut,“ sagte sie, bemüht, sich selbst zu beruhigen, „ich habe Ihnen nichts gethan . . . Sieh nur, ich möchte dir weh thun und kann es nicht — ich möchte dich hassen und muß dich lieben.“

Sie schleppte sich auf ihren Knieen zu ihm, faltete die Hände und begann von neuem.

„Herr! ich habe mein Kind durch Sie verloren und Sie durch mich nur einige Tropfen Blutes . . . bin ich

nicht großmütig, wenn ich ſage, unſre Rechnung iſt getilgt? . . ."

Ihre Stimme wurde immer weicher und flehender: „Mehr als getilgt — ich ſteh' in Ihrer Schuld, ich bereue, ich will büßen . . . Legen Sie mir eine Buße auf — die ſchwerſte! . . . Wie kann ich Ihre Verzeihung erringen? Was Sie gebieten, werde ich thun: in die Schule gehen und lernen — in die Kirche gehen und beten — um Glück für Sie, um Kraft für mich . . . Verlaſſen Sie mich nur nicht ganz! kommen Sie nur manchmal zu mir — wenn auch noch ſo ſelten — wenn auch nur in Wochen, in Monaten ein einziges armes Mal, in einem verlorenen Augenblick . . . Thun Sie das, und ich werde wieder an die Güte glauben, an die Barmherzigkeit . . . Werden Sie kommen — manchmal kommen, Herr?" Sie beugte ſich noch tiefer, ihre Stirn berührte beinahe die Erde — aber dieſe Unterwürfigkeit rührte ihn nicht, ſie reizte ihn, und ohne Zögern ſprach er: „Nie wieder!"

Die Regung des Mitleids, um welche die Mitleidswerte bettelte, er hatte ſie nicht. Das war ja der Bann, der auf ihm ruhte — es gab einen Mangel in ſeinem Reichtum, eine Grenze für ſeine Güte, und jenſeits derſelben Härte und Unerbittlichkeit.

Und ſo war es denn ein unerbittliches „Nein", das er dem Weibe zurief, das ſich weinend zu ſeinen Füßen wand, und das Abſchiedswort, mit dem er ſie

verließ, ein Schwur, ihre Schwelle nie wieder zu überschreiten.

Ein Schrei rasender Klage gellte ihm nach. Margarete warf sich jammernd auf die Stelle des Bodens nieder, die eine Spur von seinem Blute trug.

So fand sie nach einer Stunde der zurückkehrende Steinau.

Mit Unwillen betrachtete er sie, die sich bei seinem Eintreten nicht regte und sprach: „Nun, Margarete, wollen Sie sich nicht erheben aus Ihrem Jammer? — Sie wollen nicht? — Auch gut. Aber gestatten Sie mir, Ihnen Ihre Lage wenigstens etwas bequemer zu machen.“

Er holte ein Kissen herbei und schob es ihr unter den Kopf. Dann setzte er sich ruhig ihr gegenüber.

„So. Jetzt wird gewartet, bis es Ihnen genehm sein dürfte, Notiz von meiner Gegenwart zu nehmen. Endlich werden Sie sich doch herbeilassen aufzustehen. Sie sind freilich ganz prächtig in dieser theatralischen Stellung, mit diesen rollenden Augen, diesem aufgelösten Haar, diesen mit wilder Grazie über dem Haupte erhobenen Armen. Ein majestätisches Bild der Verzweiflung — man kann sich nicht satt sehen. Freilich — mit mir wollen Sie ja leider nicht kokettieren.“

Margarete gab keine Antwort, aber sie richtete sich langsam auf und begann ihre Haare in Ordnung zu bringen.

Steinau ließ sie nicht aus den Augen.

„Der Heilige hat Sie also verworfen. Wäre das nicht der richtige Moment, um ein Bündnis mit dem Unheiligen zu schließen? Wir würden uns verstehen, Sie und ich. Wir haben dasselbe Schicksal. Wir lieben und werden nicht wiedergeliebt."

„Vergleichen Sie sich doch nicht mit mir!" rief Margarete.

„Und warum nicht? Sie verschwenden die schönsten Gefühle an einen, der gegen Ihren Zauber gefeit ist, ich verschmachte vor Sehnsucht nach Ihnen, der ich gleichgültig bin. Ich verschmachte," wiederholte er mit bitterer Selbstverhöhnung. „Alles, was ich noch übrig habe an Vernunft, schwebt über dem Abgrund meiner Leidenschaft, sieht ihrem Toben zu und muß beschämt gestehen: die ist echt und unüberwindlich. Es gibt nur ein Mittel, sie vielleicht loszuwerden: man muß sich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben."

Margarete lachte: „Das gilt für Sie. — Und ich?"

„Sie sind ein Weib und mögen suchen sich zu bekämpfen. Ein rechtes Weib thut das nie umsonst."

Steinau stand auf und trat zu ihr: „Statt sich der Verzweiflung zu überlassen — was doch gar zu schmeichelhaft für ihn wäre — überlassen Sie sich meiner Führung. Wir sind Leidensgefährten, daraus kann eine gute Kameradschaft werden. Gehen wir denn als gute Kameraden ein

Stück Weges durch das Leben. Ich suche Heilung, Sie suchen Vergessen, wir können eins durch das andre finden, was not thut."

„Vergessen wäre gut," sprach Margarete. „Werden Sie mich vergessen lehren? trauen Sie sich's zu?"

„Mir — und der Welt," erwiderte er und streckte ihr seine Hand entgegen, in die Margarete langsam die ihre sinken ließ.

XII.

Graf Steinau schien die ganze Stadt zur Vertrauten des Glückes machen zu wollen, das er mit Margaretens Gunst errungen hatte. Die bisher völlig unbekannte Schönheit wurde als seine Geliebte zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man sprach viel von ihr in der Gesellschaft, sie feierte die größten Triumphe, sie kam in die Mode. Es gab Leute, die ihr eine glänzende Zukunft prophezeiten. Sie wird ein Dutzend Grandseigneurs ruinieren und den dreizehnten heiraten, hieß es. Alle jungen Herren waren in sie verliebt, und die alten waren es noch mehr. Sogar die Damen, besonders die eleganten und gefeierten, bewunderten von weitem die „berühmte" Margarete, die außer ihrer königlichen Schönheit so unglaublich viel „Charme" besaß. Nur die Mütter überlief es kalt bei ihrem Anblick, und diese nannten die Maitresse Steinaus eine fürchterliche Person, eine Sirene, der Zauberkünste zu Gebote stehen mußten. Sie habe — so behauptete man wenigstens — die eheliche Treue des jungvermählten Vohburg einen Augenblick

wanken gemacht und vollziehe jetzt das Verderben des armen Steinau, dem sie derart den Kopf verdrehte, daß er ihretwegen die unverzeihlichsten Narrheiten beging. Und er that es mit so viel Selbstzufriedenheit und Seelenruhe, als ob seine ganze bisherige Lebensführung eine verkehrte gewesen und er jetzt erst zur Einsicht der richtigen gekommen sein würde.

Steinau hatte seine Geliebte im ersten Stockwerk eines Hotels auf der Ringstraße, einst das Palais eines großen Herrn, etabliert, und diese Wohnung wurde von ihr mit einem Geschmack, einem Verständnis für Pracht und Luxus eingerichtet, die des Schönheitssinnes einer Aspasia würdig gewesen wären.

Bei Steinau empfing sie ihre Gäste, dort herrschte sie und hielt sie Hof. Dort wurde an dem Tage, an welchem ein jüngerer Kollege des Diplomaten den Posten erhielt, der von diesem solange ersehnt und nun so leichten Mutes ausgeschlagen worden, ein glänzendes Bankett abgehalten. Beim Dessert brachte der Hausherr ein Hoch auf den neuen Gesandten aus und trank fröhlich auf dessen Gesundheit und staatsmännische Erfolge.

Niemand war von dem Aufsehen, das Steinaus merkwürdiges Benehmen erregte, so schmerzlich berührt, wie Gräfin Walsegg; niemand jedoch nahm ihn gegen die Angriffe seiner Feinde und die schlimmeren seiner Freunde so lebhaft in Schutz wie sie. Wenn in ihrer

Gegenwart über den Skandal, den es gab, Zeter geschrieen wurde, lächelte sie geheimnisvoll, nahm ihre wichtigste Miene an und sagte: „Ein Skandal ist es, weil man einen daraus macht. Diese Liaison scheint mir ein geschicktes Manöver ... Wer weiß, wer weiß ... Seine gute Reputation geniert ihn vielleicht, er braucht vielleicht für einige Zeit eine schlechte ... Er will ... Nun — ich weiß nicht was, aber das weiß ich — an seiner Vernunft, seinem Charakter macht mich Graf Steinau nicht irre!"

So sprach die Gräfin und fuhr fort die ungetrübteste Heiterkeit zur Schau zu tragen. Aber wie ängstigte sich sich im stillen, wie entsetzlich waren ihre Nächte! Sie erwachte mit Herzklopfen und sah auf ihrer Bettdecke kleine weiße Gespenster hüpfen, die Geister unbezahlter Rechnungen der Modistin, der Schneiderin, des Juweliers, des Lohnkutschers, des Friseurs ... Wenn die Heirat Steinaus mit Bertha nicht zu stande kam — was dann? Ach, es ist keine Kleinigkeit, zwei Töchter in die Welt führen, elegant sein müssen, ohne reich zu sein. Noch ein Winter wie dieser, mit seinem endlosen Fasching, mit seinen Fluten von Einladungen, mit all seinen eingeheimsten Huldigungen, und die Gräfin war ruinierter als Pyrrhus nach dem Sieg bei Asculum.

Im äußersten Falle konnte sie freilich die Hilfe Vohburgs in Anspruch nehmen; allein sie war zu sehr

große Dame, um leichten Herzens bei andern Leuten Schulden zu machen als bei ihren Lieferanten, und fand es auch nicht billig, die Koſten ihres Eroberungszuges nach dem zweiten Schwiegerſohne von dem erſten beſtreiten zu laſſen.

So hieß es denn warten, hoffen, ſich und andre vertröſten, und das hatte die ſanguiniſche Gräfin bisher immer noch verſtanden. Wenn die Nacht ihre Feindin war, ſo war der Tag ihr Freund; mit ſeinem Lichte erwachte auch ihr munterer Sinn und ihr Thatendrang. Der Gedanke an die letzte „unerſchwingliche" Toilette Berthas hatte ihr den Schlaf geraubt — am Morgen ſtieg ſie in den Wagen und fuhr zur Schneiderin, um eine noch unerſchwinglichere zu beſtellen. Uebrigens befand man ſich in der Faſtenzeit, und die Damen Walsegg führten ein etwas ruhigeres Leben. Sie opferten ſich, ſie leiſteten der guten lieben Priska Geſellſchaft, die, öfters unwohl, ihre Abende gern zu Hauſe zubrachte. Das war dann nicht beſonders amüſant, denn dieſe gute liebe Priska hatte für nichts mehr ein rechtes Intereſſe als für ihren Mann und das, was ſich auf ihn bezog. Als Robert zu kurzem Aufenthalte nach Vohburg fahren mußte, wohin Geſchäfte ihn riefen, wollte ſie ihn begleiten. Aber Hofrat Keller ließ ein energiſches Verbot ergehen, erklärte überhaupt, daß die junge Gräfin an eine Ueberſiedelung nach dem Schloſſe vor Ende Mai

nicht denken dürfe. Priska fügte sich und ließ, so schwer es ihr wurde, Robert allein abreisen. Abends fügte sie sich abermals und zwar in den Willen ihrer Mutter, die darauf bestand, Priska müsse sich zerstreuen. Beide Damen fuhren in das Opernhaus, wo der „Freischütz" aufgeführt wurde.

Als sie in ihre Loge traten, war das Theater bereits überfüllt, die Vorstellung hatte begonnen.

Ausgezeichneter Gesang, herrliche Orchesterbegleitung! — die Gräfin Mutter verfiel sehr bald in den träumerischen Zustand halber Bewußtlosigkeit, in welchen jede gute musikalische Aufführung sie versetzte und der ihr den Besuch der Oper so angenehm machte.

Der erste Aufzug war vorüber, der Vorhang hob sich zum zweiten und die Augenlider der Gräfin sanken ... Mit süßer Innigkeit sandte Agathe ihr Gebet in die mondhelle Nacht hinaus — sie flehte:

Vor Gefahren
Uns zu wahren
Sende deine Engelsscharen!

und Gräfin Walsegg lehnte ohne Rücksicht auf ihre Blumencoiffure das Haupt an die Wand zurück. Ein seliges Lächeln auf den Lippen, tippte sie von Zeit zu Zeit mit dem Fächer auf die Logenbrüstung, um anzudeuten, daß sie diese Töne, diesen lieblichen Gesang nur mit geschlossenen Augen, ganz entzückt, ganz hingegeben

genieße — nicht etwa ſchlafe — o noch nicht — jetzt gewiß nicht.

Plötzlich werden nebenan, dicht an ihrem Ohr, einige Worte geſprochen, und die Gräfin fährt auf wie von einem elektriſchen Schlage durchzuckt. Sie richtet ſich empor und ſitzt da kerzengerade — hellmunter . . .

In den vorderſten Reihen des Parterres, in der Kaſinologe, war eine Bewegung, ein Gemurmel und Geflüſter entſtanden. Alle Augen und Operngucker richteten ſich nach einer Loge im erſten Range, derjenigen Priskas gerade gegenüber. Eine Frau hatte darin Platz genommen, deren Erſcheinen all dieſes Aufſehen, dieſe Neugier, dieſe leiſen, mit Spott gemiſchten Zeichen der Bewunderung und des Staunens hervorrief.

„La voilà!“ raunte die Gräfin ihrer Tochter zu. Dieſe folgte mit den Augen der ihr bezeichneten Richtung. Sie ſah — und zweifelte an dem, was ſie ſah. Eine tiefe Beſtürzung bemächtigte ſich ihrer, als ſie in der Maitreſſe Steinaus, in dieſer ſiegesbewußten, von Seide und Spitzen umhüllten, von Diamanten blitzenden Schönheit die Frau erkannte, der ſie vor kurzem an der Straßenecke begegnet war und deren drohender, haßerfüllter Blick ſie erſchüttert hatte bis in das tiefſte Mark. Welch ein ſchreiender Kontraſt! Wie war ſie verwandelt! — Damals noch in Schmerz verſunken, den ſchwerſten Verluſt beweinend, unbekannt, verlaſſen —

allein. Heute, das Gespräch der Stadt, berühmt und berüchtigt, viel verachtet, vielleicht viel geliebt . . . Wie hoch trug sie ihr Haupt! mit welcher nachlässigen Ruhe lehnte sie sich an den goldbdurchwirkten Mantel, der von ihren Schultern auf den Fauteuil geglitten war, wie sonnte sie sich im eigenen Glanze, wie strahlte sie in ihrer Herrlichkeit! . . . Und — welch tiefes Elend pflegt solchem Glanze zu folgen!

Ist es dahin mit ihr gekommen? Hat ihr Unglück sie so weit getrieben? dachte Priska mit der Nachsicht des Mitleids, das errät und entschuldigt; und: „Gehen wir nicht so streng ins Gericht, liebe Mutter," sagte sie, als Gräfin Walsegg über die Verworfene da drüben einen Ausspruch der Verdammnis that.

Die arme, alte Gräfin war in einem bedauernswerten Zustand. Es konnte ihr lange nicht gelingen, zu entdecken, ob der Herr, der sich in Begleitung jenes Weibes befand, auch wirklich Steinau sei. Er hielt sich im Hintergrunde der Loge, man konnte ihn nicht deutlich sehen. Als er sich einmal vorbeugte und die Gräfin sein scharfes Profil wahrnahm, als kein Zweifel mehr möglich war, wurde sie von einer andern Sorge ergriffen. Sie dachte jetzt nur noch daran, das Haus vor Beendigung der Vorstellung zu verlassen, um nicht etwa beim Ausgange mit dem unglückseligen Paare zusammenzutreffen, um nicht das Lächeln der Schadenfreude zu sehen,

das eine ſolche Begegnung auf den Geſichtern der Bekannten hervorrufen müßte . . .

„Wenn nur der Wagen käme!“ wiederholte die Gräfin angſtvoll einmal ums andre. Der dritte Aufzug begann. Agathe kniete vor ihrem Hausaltare und ſang ihr göttliches:

. . . und ob die Wolke ſie verhülle . . .

O Schmerz — eine ſolche Melodie hören und nicht in ihr ſchwelgen können! . . . Das Aennchen kam — aber der Wagen kam nicht . . . Die Gräfin hatte ſchon ihren Mantel umgenommen, war ſchon aufgeſtanden und lauſchte an der Thür in höchſter Spannung und Sehnſucht den Schritten des Bedienten. Endlich erſchien er und die Damen verließen eilends ihre Loge. Aber im Veſtibül mußten ſie von neuem warten, bis der Wagen herbeigerufen wurde, bis er vorfuhr . . . Die Gräfin vibrierte vor Ungeduld wie eine Klavierſaite.

„Das dauert — das dauert heute wieder! . . . O Kind — deine Leute! . . . Es gibt nichts Ungeſchickteres! . . .“

Sie hatte Urſache zu klagen, und ihr Mißmut war ſehr begründet. Da kamen ſchon die beiden, denen ſie um jeden Preis hatte ausweichen wollen, in lebhaftem Geſpräche, lachend und munter, die breite Treppe herab. Einige Mitglieder des Jockeyklubs gaben ihnen das Geleite. Als die Herren Gräfin Walsegg und ihre Tochter erblickten, zwinkerten ſie einander halb boshaft,

halb verlegen zu und ſuchten mit plötzlicher Eilfertigkeit den Ausgang zu gewinnen. Nur Steinau veränderte keine Miene und beſchleunigte ſeine Schritte nicht. Margarete aber zog raſch und unwillkürlich ihren Arm aus dem ſeinen. Eine leichte Bläſſe hatte ihre Wangen überflogen, ſie beugte den Nacken und ging mit niedergeſchlagenen Augen an den beiden Damen vorbei. Priska blickte ruhig vor ſich hin, ihre Mutter wandte ſich voll Abſcheu weg. Sie ſprach kein Wort mehr, ließ ſich nach Hauſe fahren, legte ſich ſogleich zu Bette und erwachte am nächſten Morgen mit einer fürchterlichen Migräne.

XIII.

Zu Ende der Woche kehrte Robert aus Vohburg zurück. Er brachte einen großen, im Freien gepflückten Veilchenstrauß mit, Grüße ohne Zahl von jung und alt, und die Versicherung, das Wetter sei auf dem Lande tausendmal schöner als in der Stadt. Er drohte dem Hofrat, ihn mit Gewalt nach Vohburg zu entführen, damit er sich überzeuge, daß er Priska nicht länger die Wohlthat eines solchen Aufenthaltes versagen dürfe. So wurde dem Doktor die Erlaubnis abgerungen, schon in den ersten Tagen des Mai reisen zu dürfen.

Die Zeit verging still und einförmig. Priska nahm nicht mehr teil an geselligen Unterhaltungen und verließ ihr Haus nur selten, sie schien sogar die Freude am Besuche des Theaters verloren zu haben, das sie sonst jeder andern Zerstreuung vorzog.

Der erste Mai kam heran, ein wunderbar warmer und sonniger erster Mai, wie er in frühlinghafter Lieblichkeit den Bewohnern der Hauptstadt lange nicht mehr erschienen war. Priska hatte die Hälfte des Tages im

Freien zugebracht, fühlte sich ermüdet und ging am Abend früher als gewöhnlich zur Ruhe.

Robert aber unternahm nach einem Herrendiner, dem er sich nicht hatte entziehen können, Abkühlung suchend, noch einen Gang um die Stadt. Am Himmel glitzerten die Sterne, ein sanftes Lüftchen wehte die Düfte der Oelweide, des Flieders und Jasmins von den Gärten herüber und erquickte die dumpfe Atmosphäre mit seinem frischen Hauch. In den Straßen begann es still zu werden. Ein Hausthor nach dem andern schloß sich hinter müden Spaziergängern, die von einem Ausfluge ins Grüne zurückkehrten. Außerhalb der Stadt, vor den Kaffee- und Weinhäusern, ging es lebhafter zu; dort brannten noch die Windlichter auf kleinen Tischen, saßen die Leute noch plaudernd zwischen mageren Epheuwänden.

Robert kam an einem der stattlichsten Gebäude des Rings, dem von Margarete bewohnten Hotel, vorüber. Glänzend erleuchtet strahlte die Fassade im Lichte unzähliger Gasflammen, Musikklänge strömten aus den geöffneten Fenstern, Wagen fuhren ab und zu, die Menge bildete Spalier, um Masken und geputzte Frauen aussteigen zu sehen. Einige Herren, die eben aus dem Hause traten, um frische Luft zu schöpfen und eine Cigarre im Freien zu rauchen, riefen Robert an: „Endlich! Schön, daß du kommst.“

„Den Teufel auch. Ich habe eben gewettet, daß du

nicht kommſt," ſprach Fürſt Friedrich, ein fünfzigjähriger Junggeſelle und gutmütiger Lebemann.

„Was gibt es denn?" fragte Robert.

„Es gibt ein Zauberfeſt, einen Eliteball im Hotel," erwiderte Hans Hochſtedt, der amüſante Hochſtedt, der den Ruf witzig zu ſein ſchon ſo lange beſaß, daß er nicht mehr nötig hatte, ihm Ehre zu machen. „Du aber kümmerſt dich nicht um den Eliteball, du kommſt zum Privatfeſte Steinaus."

„Gelage zu Ehren Kleopatras — Ah qu'elle est belle!" fiel ein junger Franzoſe ein.

„Belle, nur belle? — das ſchönſte Weib der Erde!" ſeufzte der Fürſt mit melancholiſcher Begeiſterung. „Guter Kerl, der Steinau, daß er dich einlädt."

Niemand hatte gelacht, als aber der witzige Hochſtedt wiederholte: „Guter Kerl!" lachten alle.

Robert zuckte die Achſeln: „Ich bin nicht eingeladen."

„Doch, doch!" riefen mehrere Stimmen durcheinander. — „Ich hatte den Auftrag, dich zu bitten." — „Und ich." — „Alle Intimeren haben nur mündliche Einladungen erhalten."

„Wenn du nicht formell aufgefordert wurdeſt, iſt's unſre Schuld, es verließ ſich eben einer auf den andern," ſagte Hochſtedt, und der Fürſt verſetzte: „Alles eins, weſſen Schuld. Du haſt nichts erfahren, laß es dabei. Glaube

mir. Die Margarete ſieht heute aus ... entzückender als heute hat ſie überhaupt nie ausgeſehen. Halte dich fern, ich rate dir gut."

Robert ſah um ſich und begegnete nur ſpöttiſchen Mienen: „Deine Fürſorge iſt ſehr rührend und ſehr überflüſſig," ſprach er in hochmütig gereiztem Tone. „Ich bin geſtählt, gegen noch ganz andre Gefahren geſtählt."

„Beweiſen," murmelte Hochſtedt.

Ein Gekicher erhob ſich, das der Fürſt mit ſeinem ehrlichen: „Laßt es gut ſein! ... Laß es gut ſein!" zum Schweigen brachte.

„Auch du deine Ermahnungen, liebſter Freund," ließ ihn Robert aufgeregt an. „So ruhig ich hier auf und ab gehe —"

„So ruhig," wiederholte Hochſtedt leiſe vor ſich hin.

„So ruhig auch oben, im Salon."

„Beweiſen," ſagte Hochſtedt noch einmal.

„Mais, Monsieur veut peut-être briller par son absence," bemerkte der Franzoſe, und fand allgemeine Zuſtimmung.

„Das iſt die Sache!" ſprach der eine, und ein zweiter, ein dritter: „Höre, dieſes Raffinement!" — „Sich erſehnen laſſen wollen, ſich auf den intereſſanten Abweſenden ſpielen!"

Schlechte Späße, dachte Vohburg, aber wogegen wehre ich mich denn eigentlich?

Dann sagte er gelassen: „Nun, wenn ihr's so nehmt, muß ich freilich nachgeben. Gehen wir."

Damit trat er ins Haus.

Die übrigen folgten ihm, und die Gesellschaft begab sich nach den Gemächern Margaretens.

Eine Schar Diener, als ägyptische Sklaven verkleidet, hütete den Eingang, machte aber Platz, da die Freunde ihres Herrn sich zeigten.

Der Vorhang, der vor einem Portal mit hohem Kranzgesimse niederwallte, wurde zurückgezogen, und ein märchenhafter Anblick bot sich dar.

Alexandrien! Palast der Kleopatra!

Alexandrien an der Donau, ein ägyptisches Haus von heute auf morgen. Vorhallen, im magischen Halbdunkel liegend, führten zu dem taghell erleuchteten Festsaal. Eine doppelte Säulenreihe trug dessen mit Purpur verhängte Decke, bunte Bilderschrift überzog die breiten Wandflächen. An den Eingängen ragten mächtige Pyramiden, aus Blumen aller Zonen errichtet, und Blumen umwanden die Säulen, die Portale, bedeckten verschwenderisch ausgestreut den Boden und mischten ihre feinen Düfte mit den berauschenden Aromen qualmender Rauchgefäße. Gruppen phantastisch geschmückter Männer und Frauen bewegten sich in fremdartigem Tanze bei den leisen Tönen einer aus der Ferne herüberklingenden Musik, oder lagerten auf Teppichen an niederen Tischen,

auf denen heiße Getränke in Gold- und Silbergefäßen dampften und der Wein feuerfarbig in weiten Schalen blinkte, oder rosenrot in schlanken Kelchen perlte. In der Mitte des Gemachs auf einem Ruhebett mit weit zurückgebogener Lehne lag Margarete im Kostüm der Kleopatra. Ein Diadem aus funkelnden Sternen umgab ihr Haupt. Der Halsschmuck, die Spangen, von denen die Arme knapp unter den Schultern eingefaßt wurden, blitzten von Edelsteinen, ebenso die Säume des weißen ärmellosen Gewandes, das die Gestalt des schönen Weibes umfloß.

Ein Dutzend Männer, von Wein und Lustigkeit glühend, waren um sie versammelt. Sie lärmten, schrieen oder sangen mit schwerer Zunge. Ein Bürschchen von kaum achtzehn Jahren, mit einem wahren Cherubsgesichte, hatte ein Knie vor Margarete gesenkt und wie betend die Hände gefaltet. Er blickte verzückt zu ihr empor und stammelte flehend und leise ihren Namen.

Steinau, der einzig völlig Nüchterne in der Gesellschaft, stand hinter seiner Geliebten, beugte sich zu ihr und flüsterte ihr spöttische Bemerkungen über die Anwesenden ins Ohr, die sie schonungslos ergänzte und überbot. Plötzlich richtete er sich auf, füllte sein Champagnerglas und rief in den Tumult hinein: „Ruhe! Ich will einen Toast ausbringen!“

Gelächter erschallte, energische Proteste erhoben sich. Einer schlug auf den Tisch und donnerte: „Hört! hört!“ Die Uebrigen johlten: „Verschone uns!“

„Eine Rede? Keine Rede von einer Rede!“ keuchte ein dicker Herr mit kurzem Atem, blickte Beifall heischend um sich und sank, nachdem er ihn geerntet, erschöpft auf seinen Stuhl zurück.

„Auf die Untreue!“ sprach Steinau mit lauter Stimme.

„Auf die Untreue!“ ertönte es im Kreise. „Das ist nicht schlecht. Hoch! Hoch!“

„Auf die Untreue!“ fuhr Steinau fort. „Die Erneuerin unsrer Freuden, der Jungbrunnen unsrer Herzen. Sie löst unsre Fesseln und duldet keine welkende Empfindung in unsrer Brust. Auf die Untreue! die Unüberwindliche, die jede Gewalt besiegt, die sogar den Dämon besiegen wird, der mich jetzt gefangen hält!“

Margarete hatte ihm den Kopf zugewandt und ihn, während er sprach, über die Schulter mit einem seltsamen Lächeln angesehen. Jetzt stimmte sie in den Jubel ein, der von allen Seiten losbrach, nahm ein Glas vom Tische und sagte: „Auf meinen Leichtsinn, der deiner Untreue noch zuvorkommen wird.“

Hochrufe begrüßten diese Worte. Ein blasser breitschultriger Mann schrie aus Leibeskräften: „So recht,

Margarete! Bravier' den Prahler — laß ihn sitzen — was ich habe, ist dein."

Er suchte sie bei der Hand zu fassen, aber ein ältliches Herrlein mit feinen Zügen und feurig glänzenden Augen drängte sich zwischen ihn und sie.

„Possen!" sagte er, „was liegt dir an seinem Geld? Du hast Millionen zu verschenken, wenn du willst. Ein Weib, wie du, muß herrschen. Hast du Lust zu herrschen? Margarete?"

Ein schweres Pfeifen und Pusten unterbrach ihn. Der kurzatmige Koloß, der seit dem Beginn dieser Scene nicht aufgehört hatte, Margarete mit verglasten Augen anzusehen und ihr eine stumme Libation nach der andern darzubringen, stellte sich mühsam auf seine wankenden Beine und keuchte heiser: „Zum Kuckuck! Schick die zum Kuckuck, alle! . . . Ich mache dich zur Prinzessin . . . ich heirate dich! Ich gebe mein Ehrenwort, daß ich dich heirate!" . . .

Er schnappte nach Luft und zitterte vor Vergnügen bei dem Gejohle, das diese Erklärung hervorrief. Der Blick Margaretens glitt rasch wie ein Blitz über die drei Bewerber zu dem Jüngling hin; sie legte die linke Hand auf sein lockiges Haar, während sie ihr Glas mit der Rechten Steinau hinreichte, der es bis zum Rande füllte.

„Unsinn!“ sprach sie verächtlich — „dem Kinde da bring' ich's. Stimmt ein, auf das, was nicht mehr euer ist: auf die Jugend.“

„Auf die Liebe!“ fiel der Knieende beschwörend ein.

„Nicht doch, vor der hüte dich! Auf die Leidenschaft! Ich taufe dich im Namen der Leidenschaft!“ rief sie und goß langsam den Champagner über sein Haupt. Der Wein rann über sein rosiges Gesicht; kleine Schaumperlen blieben an seinen langen Wimpern hängen und verschleierten seine Augen, die sich mit unschuldiger Betroffenheit auf den Gegenstand seiner Anbetung richteten.

Steinau lachte: „Jetzt einen Kuß!“ sagte er. „Ich, Cäsar, schenke dem holdesten Sklaven meiner Kleopatra einen Kuß von ihren Lippen.“

Margarete beugte sich nieder, der Jüngling stieß einen Laut des Entzückens aus ... Da berührte eine kräftige Hand seine Schulter und zog ihn zurück.

„Steh auf, Trostberg!“ rief Robert, und seine Stimme klang so gebieterisch, die Aufforderung kam so unerwartet, daß der Zurechtgewiesene wie eine Feder emporschnellte und verwirrt zurücktrat.

Margarete erbebte. Alle schwiegen erstaunt über den Ausdruck von Schrecken in ihrem Gesichte. Aber sie faßte sich rasch.

„Das ist ja Graf Vohburg,“ sprach sie, „welche

Ueberraſchung! Graf Vohburg auf dem Maskenball und auch hier in ſeiner Eigenſchaft als Mentor.“

Er antwortete nicht; er ſah ſie an mit ſcheuer und widerſtrebender Bewunderung und fragte ſich, ob dies dasſelbe Weib, das ſich flehend zu ſeinen Füßen gewunden und ihm nicht die leiſeſte Rührung erweckt hatte, nicht das geringſte Erbarmen. Eine Andere erſchien ſie ihm in dieſer ſchwülen Atmoſphäre, dieſer goldſchimmernden Pracht. Da war ſie in ihrem Elemente, da war der volle Reiz ihres Weſens gelöſt, und der Gegenſatz zwiſchen dem ſtrahlenden Glanze, der ſie umgab, und ihrer finſtern Schönheit ſeltſam berückend. Als die Macht einer Herrſcherin wurde ſie von den andern empfunden, als Fürſprecherin, Verſöhnerin ſchmeichelte ſie ſich in das Herz Roberts ein.

Genieße, du haſt ein Recht dazu, dachte er.

Wie auf einem einzigen Bilde ſtand alles vor ihm ... All das Leid, das er ihr zugefügt, die Unempfindlichkeit, mit welcher er — lächerlich und empörend kam es ihm in dieſem Augenblicke vor — das Richtſchwert über ihrem Haupte geſchwungen ... Statt ſie zu meiden von der Stunde an, in welcher die erſte, noch unbeſtimmte Ahnung des Gefühls, das er ihr einflößte, ihm aufgedämmert war ... Ihm, der vielleicht, da er immer wieder zu ihr zurückgekehrt, einer Anziehung gehorchte, für die er nur den rechten Namen nicht fand ... ſchmerzvoll und

sühneforderndd ergriff es ihn. Du stehst in ihrer Schuld . . . Hätte doch die Erde die müßigen Gaffer ringsum verschlungen! — Er würde Margarete die Hand gereicht und gesagt haben: „Verzeihen Sie mir!“ So aber, da sie beobachtet waren, brachte er halblaut und stockend etwas kaum Verständliches vor, nicht Antwort, nicht Abwehr — Entschuldigung.

Sie lachte: „Nicht doch, der Mentor ist es eben, den ich an Ihnen anbete, mein lieber Graf. Sehen Sie nur, dieser Krösus bietet mir seine Millionen, und dieser Reichsgewaltige seinen Einfluß, der Prinz seinen Namen, der unschuldige Jüngling seine Liebe — und meine Antwort ist“ — sie erhob sich und trat auf ihn zu — „wenn ich all das hätte, was die mir schenken wollen, es wäre mir feil um eine Predigt des Grafen Vohburg.“

Mit verschränkten Armen stand sie vor ihm. Wie ein Gluthauch strömte es ihm aus ihrer blendenden Erscheinung entgegen, umhüllte ihn mit bannendem Zauber, ließ ihn zum erstenmal die Macht ihrer Schönheit in völliger Selbstvergessenheit empfinden.

Ein bitteres Lächeln auf den Lippen, hatte Steinau sich abgewandt und beschäftigte sich scheinbar sehr eifrig mit einer jungen Tänzerin. Fürst Friedrich jedoch sprach unbefangen: „Sapperlot — das muß etwas sein, so eine Predigt! Gib sie zum besten, Robert, wir möchten auch so eine Predigt hören.“

„Stumm!“ höhnte Margarete. „Seine Beredſamkeit verſagt ihm hier ... So will denn ich ein Pröbchen von ihr geben, ſo gut ich kann. Habt Nachſicht, meine Herren!“ Sie erhob ihr Haupt, nahm eine eiſige Miene an und begann: „Dein Glück ſtarb durch mich — verzichte jetzt auf die Freude ... Wie! du thuſt das nicht umſonſt, du verlangſt etwas dafür — und was? .... Ein Wort des Mitleids — des Troſtes. — Von mir, dem Halbgott! ... Biſt wohl toll?“ ... Sie ſtreckte die Arme mit einer Gebärde des Abſcheus aus, als ob ſie ein allen übrigen unſichtbares Schreckniſs abzuwehren ſuchte ... „So ſpricht dieſer Barmherzige, ſo heilt er, ſo rettet er die Armen zu Tod und hilft den Wankenden ins Laſter!“

„Qu'est-ce-que vous nous chantez là?“ fragte der Franzoſe.

„Hören Sie auf, Margarete, das iſt nicht luſtig,“ brummte der Fürſt, und beide folgten einer vorüberkommenden ägyptiſchen Königstochter.

„Den Weg zum Laſter fanden Sie allein,“ ſagte Robert, mit einem verzweifelten Verſuch, Seelenruhe zu heucheln. Aber der mißlang ihm, und er ſprach es nicht im Tone der Ueberlegenheit, ſondern, ſchaudernd vor dem, was in ihm vorging, mit dem ſchmerzlichen Zorne der Eiferſucht.

Margaretens düſter flammende Augen hielten den

berauſchten Blick, den er auf ſie richtete, unwiderſtehlich feſt. Er las in ihrer Seele ſo deutlich, wie ſie in der ſeinen, ſie waren füreinander hüllenlos.

Wenn ich jetzt wollte, gehörteſt du mir, ſprach ihr ſtummer Mund.

Und zugleich — ihr ſchien's ein Wunder — wurde ſie von einer ungeheuren Ernüchterung ergriffen. Etwas erloſch in ihr wie ein Licht, das man ausbläſt.

Du haſt mich gequält, dachte ſie, dich kühl geſonnt in der Glut meiner Leidenſchaft. Du warſt gefeit durch eine andere Liebe, ich war einſam und ſehnſüchtig. — Jetzt aber, weil ich das Ziel der Wünſche vieler bin, begehrſt du mein und biſt wie alle ſind. — Nun ſieh, ich bin des Alltäglichen müde und überſatt.

„Was geht in Ihnen vor?" fragte ſie ihn plötzlich.

„Sie wiſſen es," erwiderte er, und ſie ſprach ruhig: „Ein Halbgott, der eine menſchliche Regung hat. Sie werden Ihrer Rolle untreu, der Natur kann man nicht untreu werden."

Die Adern auf ſeiner Stirn ſchwollen, er kämpfte mit ſeinem aufſteigenden Zorne; „aber man kann trachten, ſie zu beſiegen," murmelte er zwiſchen den Zähnen, grüßte und ſchritt dem Ausgange zu.

Der Fürſt, den Arm Troſtbergs unter dem ſeinen, und die übrigen beſonders Befliſſenen näherten ſich wieder: „Ich hoffe," ſagte Friedrich, „Sie würdigen die Beſcheiden-

heit, mit welcher wir uns während des Duetts der Primadonna mit dem Primo-uomo in die Couliſſen zurückgezogen haben."

Man lachte, und auch Steinau, der Robert das Geleite gegeben und nun zu ſeiner Geſellſchaft zurückkehrte, nahm teil an der allgemeinen Heiterkeit. „Schlange vom Nil," rief er in beſter Laune, „du haſt mein Verſprechen nicht eingelöſt. Troſtberg wartet immer noch auf ſeinen Kuß."

Margarete nahm den Kopf des Jünglings zwiſchen ihre beiden Hände und preßte ihre Lippen auf ſeinen Mund: „Denk an dieſen Kuß, du Kind, es iſt der erſte, den du bekommſt, nicht wahr? der erſte, der zählt."

Der Jüngling erbebte vom Wirbel bis zur Sohle, die Sinne wollten ihm vergehen. — Plötzlich ſprang er auf, riß den Dolch, den Margarete am Gürtel trug, aus ſeiner Scheide und richtete ihn gegen ſeine Bruſt. Aber ſchon hatte der Fürſt ihm die Waffe entwunden, prüfte den blanken Stahl und ſprach: „Wie kann man ſich das zum Ball anſchnallen? Neulich war mein Arzt bei mir, der hatte eben einem jungen Mädchen, das nach kurzer Krankheit geſtorben, auf Wunſch der Eltern den Herzſtich gemacht. Das Inſtrument, das er dazu benutzte, hatte Aehnlichkeit mit dem Ding da. Er hat es mir gezeigt und geſagt: ‚Sie glauben nicht, wie leicht es hineingegangen iſt.' Geben Sie das Ding weg."

Steinau proteſtierte: „Nein, nein, laß ihr ihren Dolch, ſie mag ſich damit erſtechen bei meiner erſten Untreue.“

„Keine Gefahr,“ erwiderte Margarete in hellem Uebermut. „Auf, auf, meine Herren! Verlaſſen wir das alte Aegypten, ſehen wir uns ein wenig in der jetzigen Welt um. Die Nacht iſt lang — vertanzen, verjauchzen wir ſie, peitſchen wir ihre kriechenden Stunden!“

Sie ergriff ihren Fächer aus bunten Federn und ſchwang ihn hoch über ihrem Haupte.

Wie eine Mänade, gefolgt von ihrem Troß, erſchien ſie im Ballſaal, wo ihr die Schauluſt der Menge einen glänzenden Empfang bereitete. Es war, als ob bei ihrem Eintreten ein neues Leben ſich in die Adern aller Anweſenden ergoſſen hätte. Nie wieder vergaß ihrer, wer ſie in jener Nacht geſehen. Ein geheimnisvoller Reiz ging von ihr aus. Die Stumpfſten, die Kühlſten empfanden ihn mit beklemmendem Entzücken. Dem Weibe, das im tollen Tanze dahinraſte oder umdrängt, umringt, ihre Worte und Blicke den nach ihnen Schmachtenden zuwarf, wie Perlen einer Bettlerſchaar, hätte man zugetraut, einmal ſtatt des Champagnerglaſes den Giftbecher zu ergreifen, zu leeren und triumphierend auszurufen: „Jetzt will ich ſterben!“

Mit einem Gelage in den Gemächern Margaretens endete das Feſt.

Gegen Morgen verloren ſich die Gäſte einer nach dem

andern. Der kleine Troſtberg hatte toll getrunken, war ſchwer leidend und fürchtete ſich vor dem Wiederſehen mit der Mama, die er in einer Après soirée hätte abholen ſollen.

Steinau übernahm es, ihn nach Hauſe zu bringen. „Pack' ihn ein und leg' ihn in den Wagen," befahl er ſeinem Diener. — „Ich komme wieder," flüſterte er Margarete zu. „Ich ſchmachte nach dir, du Hexe, Teufelin — ich bin dein Narr, dein Hund." Er zog ſie an ſich und küßte ſie. Ihre Lippen blieben geſchloſſen, ihre Miene blieb abwehrend. Er runzelte die Stirn: „dein Herr!" Sie ſchüttelte den Kopf: „dein Geliebter?"

„Du weißt ja wohl — das warſt du nie."

Er lachte: „Wenn es einmal nicht anders iſt, muß ich auch ſo zufrieden ſein."

XIV.

Margarete begab sich in das Schlafzimmer und klingelte ihren Frauen. Niemand kam. Sie ging, die Dienerinnen zu holen. Die ältere, beide Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme gelegt, hatte hochrote Wangen und schlief den tiefen Schlaf der Trunkenheit. Die jüngere, in ihrer Stube eingeschlossen, blieb taub für die Stimme ihrer Herrin.

„Sie mag sich einmal wieder selbst entkleiden," hatten die Zofen wohl gedacht.

Im Schlafgemach, in das Margarete zurückkehrte, waren die Laden geschlossen; die von der Decke herabhängende Ampel verbreitete einen dämmerigen Schein über das Lager. Margarete schlug den kostbaren Ueberwurf zurück von den seidenen Decken, den spitzenbesetzten Kissen . . . fuhr zusammen und trat hinweg. Steinaus Abschiedsworte fielen ihr ein — es hieß bezahlen. Wie der Arme den Reichen bezahlt für das karge tägliche Brot, mit seinem Fleisch und Blut, mit seiner Lebenskraft, be-

zahlte sie mit ihrer Schönheit für Pracht und Glanz, für Gold und Perlen.

Von Schauern durchrieselt verließ sie das Zimmer. Im anstoßenden Salon wälzte sich auf dem weißen Atlas des Ruhebettes ein halbentkleideter Lakai, fluchte im Rausche und stieß Beschimpfungen gegen seine Gebieterin aus. Eine Weinflasche war ihm aus der Hand gefallen, ihr Inhalt hatte sich auf den Boden ergossen, und Margarete zog im hastigen Vorübereilen ihre Schleppe durch die roten Lachen.

In der ganzen Enfilade verglommen an den Kronleuchtern die herabgebrannten Kerzen. Die letzten Stümpchen rangen zuckend und qualmend wie kleine Fackeln mit dem Tageslicht, das durch die Spalten der Gardinen hereinbrach. Im großen Saale mischte sich der dumpfe, kränkliche Geruch der welkenden Blumen mit dem des kalt gewordenen Tabakrauchs und der Speisereste auf Schüsseln und Tellern ... Abscheulich wüst war es hier zugegangen. Der Zustand, in dem der ganze Raum sich befand, erzählte davon ...

Lechzend nach besserer Luft schritt Margarete weiter.

In die Wand des letzten Zimmers war ein großer Spiegel eingelassen, in dem erblickte sie ihr Ebenbild, wie es sich langsam näherte, in seinen lichten prunkenden Gewändern, mit dem fahlen Gesicht, dem schmerzvoll verzogenen Mund, den grauen Schatten unter den Augen.

Nun ſtand ſie dicht vor ihm und ſtarrte hinein, von kaltem Entſetzen durchſchauert.

Sie ging hin, zog den ſchweren Vorhang vom Fenſter zurück und öffnete es. Beſſer, beſſer wollte ſie ſehen, wie ein Jahr des Lebens, das ſie führte, ſie verwandelt hatte. Das ehrliche Tageslicht ſollte es ihr ſagen, ihr, die den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage gemacht.

So alſo, dachte ſie, im Anblick ihres Spiegelbildes verſunken, muß ausſehen, wer dem Tugendhelden gefährlich ſein ſoll? — Der Halbgott kommt um ſeine Unverwundbarkeit durch eine aufgeputzte Hetäre. Die arme Margarete konnte ihm nicht eine milde Regung abgewinnen ... Und damals war ſie mehr wert als jetzt — damals als noch das Kind ... Sie ſchlug beide Hände vors Geſicht. Zwei ſchwere Thränen rollten über ihre Wangen, ihr Kopf glühte, eiſige Schauer liefen durch ihre Glieder. Sie ſchloß das Fenſter, und nun drang der matte, ſchale Geruch der welkenden Blumen wieder auf ſie ein, und der und dieſe Lichter, „die dem Tage die Augen ausbrannten", erweckten eine Erinnerung, die nun plötzlich vor ihr auftauchte, deutlich wie lebendige Gegenwart: die Erinnerung an den Morgen nach ihrer letzten Wache am blumenbedeckten, von Lichtern umringten Sarge ihres Kindes ... Und heute war der zweite Mai, und an einem zweiten Mai hatte ſie ihn geboren und ſeither den Tag begangen als den ſchönſten, den das Jahr bringen

konnte; den letzten zweiten Mai noch am Grabe des Kindes gefeiert, ohne ihn und bei ihm, seine Ruhestätte besonders schön geschmückt, und wie einst, wie in der ersten Zeit, nachdem sie ihn verloren, das Gesicht in den Rasen gepreßt, unter dem er lag, gebetet, mit ihm gesprochen, ihm zugeflüstert: „Ich leide Qualen — du warst mein Glück ... Ich komme bald, ich hoff's, meine Sehnsucht nach dir wird mich töten und uns vereinen."

Sie hatte ihm nicht Wort gehalten, sie hatte ihn vergessen, monatelang — und die Seligen wissen, ob man ihrer gedenkt, es gibt einen Zusammenhang mit den Toten, die uns und die wir geliebt. Margarete hat ihn früher mächtig gefühlt und fühlt ihn wieder in diesem Augenblick. Ihr Kind sieht traurig herunter auf sein verlassenes Grab.

„Und deine Mutter lebt!" rief sie aus. Mörderisch wie ein Raubtier fiel es sie an: „Deine Mutter lebt und hat dich vergessen und hat nicht ein Kränzlein vorbereitet, um es dir heute zu deiner kleinen Wohnung unter der Erde zu tragen."

Ekel an allem hatte sie schon oft angeweht mit seinem vergiftenden Hauche, jetzt ergriff sie der Ekel vor ihrer eigenen Häßlichkeit. Die wilde Margarete klagte einmal niemanden an als sich selbst.

Traumverloren stand sie da. Ihr war, als dränge aus weiter Ferne die Stimme des Kindes an ihr Ohr,

an ihr peinerfülltes Herz. Durch die Leere der öden Gemächer hallten leichte Schritte, kamen heran, jetzt zögernd, jetzt haſtend .... die Schritte des Kindes. Schattenhaft und bleich, wie es in ſeiner letzten Krankheit geweſen, im weißen Hemdchen trat es auf die Schwelle und ſtreckte ſeiner Mutter langſam und ſchüchtern die Arme entgegen. — „Kennſt du mich noch?“ ſchien es zu fragen, und ſeine Augen flehten.

Margarete ſtarrte die Viſion wie verſteinert an. Aber plötzlich in heißer Scham erglühend, verbarg ſie ihr Geſicht in den Händen und murmelte: „Nicht hierher, Kind, du nicht ... Ich komme.“

* * *

In einem Schranke ihres Ankleidezimmers lag noch das ärmliche Trauerkleid, das ſie nach dem Tode ihres Kindes getragen. Mit dem vertauſchte ſie ihr Feſtgewand, bedeckte ihren Kopf mit einem ſchwarzen Tuche und ſteckte ihren Dolch zu ſich. Ein grelles Aufblitzen erhellte ihre finſteren Züge, als ſie ſeine blanke Klinge, die nadeldünne Spitze im Scheine einer ſterbenden Kerze funkeln ließ.

Unbemerkt gelangte ſie über eine Seitentreppe in die Einfahrt und auf die Straße. Alles war noch öde und menſchenleer, nur einige Wagen hielten vor dem Hotel. Sie rief den Kutſcher des nächſtſtehenden derſelben an, und der betrachtete ſie erſt ein Weilchen voll Ver-

wunderung, dann fragte er: „Was, nimmt die Maskarad' noch kein End'? Wohin fahren wir, Euer Gnaden?"

Die Antwort, die er erhielt, machte ihn ſtutzen, ſie wurde wiederholt, und Margarete ſtieg ein.

Eine Stunde ſpäter hielt der Fiaker vor dem Mittelthor des Centralfriedhofs, und Margarete ging feſten raſchen Schrittes, der Gräbergruppe zu, in welcher ihr Kind, umringt von fremden Toten, ruhte. Sie trat an ſein Grab und erkannte es kaum. Die Trauereſche zu Häupten desſelben, die anfangs ſo ſehr gekümmert, daß der Totengräber gemeint: die kommt nicht fort, war gewachſen und gedieh und ſenkte ihre ſchlanken, mit zarten Blättern friſch begrünten Zweige zu dem wohlgepflegten Raſen des Hügels herab. Auf dieſem lag vor dem Kreuze aus Sandſtein, das ſie dem Kinde hatte ſetzen laſſen, eine graue Marmorplatte, welcher der Name Georg, ſein Geburts- und Todesjahr und das Datum eingemeißelt waren.

So früh Margarete kam, ein andrer war doch früher dageweſen. Den Marmor umgab ein wundervoller Kranz aus halberſchloſſenen Roſenknoſpen. Auf den daran befeſtigten Schleifen waren in Gold geſtickt die Buchſtaben R. und P. und die Worte: „Wir trauern um dich. Bete für uns."

Mit einem Lachen, das einem Stöhnen glich, ſchleuderte Margarete den Kranz hinweg, trat ihn mit Füßen

und ließ sich niedergleiten auf ihre Kniee. Das Kind braucht die heuchlerische Liebe dieser Leute nicht, es hat seine Mutter ... Wenn sie ihn auch eine Zeit lang verlassen hat, jetzt ist sie da, die anders lieben kann, als all das Puppenvolk. — „Da hast du deine Mutter, da hast du sie, ganz und für immer."

Sie preßte ihre Wange, ihre Lippen auf den Stein und sprach wie einst, kosend und zärtlich mit ihrem Kinde.

Plötzlich erhob sie die Augen zum strahlenden Himmelsgewölbe: „Ich komme ungerufen, Herr; auf der Flucht fragt man nicht erst lange: ‚Darf ich kommen?' Verstoß mich nicht," betete sie halb trotzig, halb flehend. „Du weißt, Herr, ich bin auf der Flucht aus dem Leben, in dem ich schlecht geworden bin und alle Tage schlechter werde. Erbarmen, Herr, um des Kindes willen, das selbst bei dir nicht froh werden kann ohne seine Mutter."

Sie zog den Dolch aus seiner Scheide, drückte mit großem Bedacht die Spitze an ihr Herz, daß sie durch die Kleider drang, und führte den tödlichen Stoß mit sicherer Hand und leidenschaftlicher Kraft.

* * *

Steinau war sehr erstaunt, Margarete nicht zu Hause zu finden, wartete lange und schalt die Dienerinnen, die nichts von ihrer Herrin wußten. Erst gegen Mittag er-

hielt er, halb zufällig, die ersehnte Auskunft durch den nach einem ausgiebigen Aufenthalt im Wirtshause auf seinen Standplatz zurückgekehrten Kutscher.

„Hättest du nicht dort bleiben sollen?" fragte Steinau.

Nein, der Kutscher war reichlich entlohnt und entlassen worden.

Von einer unbestimmten Angst ergriffen, die er wegzuspotten suchte, sprang Steinau in den Wagen: „Ich will mir auch einmal den Friedhof ansehen. Fahr' zu," rief er, „fahr', was du kannst."

Nach fünfundvierzig Minuten war der Fiaker zur Stelle; knapp beim Mittelthor hatte er einen andern Wagen eingeholt. Zwei Herren stiegen aus demselben (in einem von ihnen erkannte Steinau den ehemaligen Assistenten Hofrat Kellers) und wechselten in geschäftsmäßigem Tone einige kurze Reden mit dem Beamten der Direktion, von welchem sie erwartet wurden.

„Wer hat sie gefunden?" fragte der Arzt.

„Der Totengräber," lautete die Antwort, und der Betreffende nickte: „In der Gruppe dreiunddreißig."

Steinau erbleichte. In der Gruppe dreiunddreißig befand sich das Grab des kleinen Georg. Er wußte es und wußte nun auch, was ihm bevorstand, was sie ihm angethan hatte.

„Gehen wir," sagte einer der Herren, und Steinau folgte ihnen. Sein erstes Gefühl war das eines namen-

losen Grolls. Erbitterung über erlittenen Undank gärte in ihm.

Die kleine Gesellschaft langte an der Unglücksstätte an, und die Herren konnten beim Anblick der Leiche einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken.

Der Körper Margaretens war zur Seite geglitten, in ihrer königlichen Schönheit lag die mächtige Gestalt auf dem Rasen hingestreckt, das Haupt ruhte auf dem Steine, rein und herrlich hob das edle Profil sich von dem dunkeln Marmor ab. Der Ausdruck eines großartigen Friedens verklärte die Züge der Toten.

Mit den andern hatte Steinau sich genähert. Der Arzt erblickte, grüßte ihn und drückte ihm die Hand mit einer Teilnahme, die er nicht zu würdigen wußte. Er suchte gefaßt und ungerührt zu scheinen.

„Da liegt meine Thorheit. Sie war mehr wert, als aller Verstand der Welt," sprach er und wollte hinweggehen, doch seine Kraft verließ ihn.

Margarete feierte ihren letzten Sieg. Verzweifelnd stürzte er sich über ihre Leiche im Ausbruch eines unbezähmbaren Schmerzes.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

JAN 4 1927